P. o. germ.
1834
w 12

P. o. germ. 1834 W (2

Seltsame Brüder.

Zweiter Theil.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maxmilianspl. 16.

12 G

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

J. Klaußner'sche
Lehrbibliothek
München Maximilianeum

Seltsame Brüder.

Roman

von

Levin Schücking.

Zweiter Theil.

2

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1881.

P.o. germ. 1834 w/2

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt des zweiten Theils.

		Seite
Neuntes Kapitel.	Betrogene Hoffnung.	1
Zehntes Kapitel.	Frau Dobring.	22
Elftes Kapitel.	Im Walde.	47
Zwölftes Kapitel.	Fromme Lüge.	80
Dreizehntes Kapitel.	Das arme junge Geschöpf. . . .	102
Vierzehntes Kapitel.	Frau Aline und ihr Gatte. . . .	124
Funfzehntes Kapitel.	Befangene Menschen.	157

Zweites Kapitel. Heinrichs Abenteuer . . . 113
Viertes Kapitel. Wenn Armut mit in die Ehe . . . 154
Fünftes Kapitel. Das alte Haus verschwindet . . . 202
Sechstes Kapitel. Neues Leben . . . 241
Siebentes Kapitel. Im Theater . . . 271
Achtes Kapitel. Neue Freunde . . . 313
Neuntes Kapitel. Verschwundene Hoffnung . . . 345

Zweites Kapitel.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Neuntes Kapitel.

Betrogene Hoffnung.

Wir dürfen jetzt die Baronin und Aline ihrem, auf diese Unterredung zwischen jener und dem „directionslosen" Geigenspieler folgenden Erwägen des angeregten Punktes und Dobrini seinem Schicksale — einem Schicksale, über dessen nächste Wendung der Leser beruhigt sein wird, überlassen, um zu der Bergkapelle zurückzukehren, in der wir Martin Hunolt am Krankenbette eines armen invaliden Polizeidieners verließen, dem die Welt die Dienste, welche er der moralischen Ordnung geleistet, so schlecht gelohnt hatte. Es war ein sonniger, warmer, wunderbar schöner Tag auf die von Hunolt durchwachte Nacht gefolgt; bei dem Heraufdämmern desselben hatte sich des Kranken Fieber gelegt, die Phantasien waren geschwunden, Hunolt's Thätigkeit war durch nichts in Anspruch genommen worden und so war er in seinem alten wurmstichigen Ledersessel ruhig entschlafen — mehrere Stunden lang, bis ihn die helle

Morgensonne geweckt hatte. Und nun begann der eigentlich langweilige Theil der Aufgabe, welche er übernommen hatte. Für den Kranken zu thun gab es nicht, nachdem ihm seine Medicin eingeflößt war; für ihn selbst zu thun gab es auch nicht, denn das Nächstliegende zu thun, sich ein Frühstück zu bereiten, das verstand er nicht; er hätte, und wäre er auch von zehn so ausgezeichneten Maschinen wie der der Baronin Antonie Lastringer ganz umgeben gewesen, absolut nicht gewußt, wie es angreifen. Sich des schönen Morgens, der schönen Aussicht, des hellen fröhlichen Vogelgezwitschers erfreuen, mit einem irdischen Vergnügen in Gott à la Brockes die Stunden ausfüllen — auch das lockte nicht, auch das hätte das Gefühl der Leerheit und Einsamkeit nicht gemindert: die Natur und der Mensch sprechen sich an zu verschiedenen Zeiten, wie Mann und Weib sich lieben zu verschiedenen Zeiten. So griff er zu einem Buche, einem der Bücher, die Frau Else dagelassen — es waren die „Gedanken" Pascal's; aber es schien, zum Austausch seiner Gedanken mit denen Pascal's fehlte ihm nun wieder die Lust, denn er kam nicht über das Titelblatt hinweg, auf welchem Frau Else geschrieben hatte „Weihnachtsgabe 187 — Elisabeth Markwort". Weihnachtsgabe — wer hatte ihr dies ernste Buch unter den festlichen Lichterbaum legen

dürfen? Gewiß keine Freundin, keine Frau, denn welche hätte ein solches Werk gewählt? Martin Hunolt sagte sich mit einer Wallung von Eifersucht, daß es nur ein Mann gewesen sein könne; aber auch, welch schönes Zeugniß es für den Frauencharakter sei, bei dem man so etwas als willkommen, als Verständniß findend voraussetzen dürfe; und dann sagte er sich, wie fest und gebildet und vornehm die Handschrift sei, welche diese Worte geschrieben.

Eine geraume Zeit war vergangen — und doch war es noch weit, sehr weit bis zu der Stunde, in welcher er das Erscheinen seiner Ablösung erwartete, als schon ein flüchtiger, elastischer Schritt plötzlich in der Kapelle laut wurde; Martin sprang auf und Frau Else trat ihm entgegen, frisch wie eine Rose aussehend, geröthet vom raschen Gehen, lebhaft athmend vom eifrigen Erklimmen des Hügels.

„Schon da — wie liebenswürdig!“ rief ihr Martin Hunolt, ihr die Hand reichend, entgegen. Ihm ging, so hell der Morgenhimmel war, jetzt erst die Sonne wie über Wolkengebirge auf.

„Haben Sie mich erst später erwartet? Ich mochte Sie nicht länger hier gefesselt wissen — ich war zu gespannt, zu erfahren, wie es Ihnen ergangen — und wie dem Kranken.“

„Mir sehr gut, und dem Kranken befriedigend. Ich glaube, der Sanitätsrath wird, wenn er kommt, zufrieden sein — die arme Kirchenmaus schläft schon so lange so fest — ich würde sehr stolz auf meine Anlage zur Diagnose sein, wenn der Sanitätsrath meine Annahme, daß dieser Schlaf ein kritischer sei, bestätigte . . ."

„Das wäre vortrefflich — und Ihnen selbst ist die Nacht leidlich verflossen?"

„Nicht so ruhig, daß alles Interessante, alles Aufregende, das eine so romantisch zugebrachte Nacht haben kann, fern geblieben wäre!"

Martin gab ihr einen scherzhaften Bericht über allerlei schaurige kleine Thatsachen und spukhafte Eindrücke, welche er gehabt haben wollte.

Sie warf lächelnd dabei Hut und Tuch ab und machte sich am Herdfeuer zu schaffen — Martin hatte es erlöschen lassen! Er zog sich dadurch die lebhaftesten Verweise zu, denn es folgte ja die schreckliche Thatsache daraus, daß er sich kein Frühstück bereitet, daß er nüchtern bis zu diesem Augenblicke geblieben! Es zehn Uhr werden zu sehen, ohne . . .

„Ohne durch irgendetwas aus Arabien, China oder aus sonst einer weiten Fremde Kommendes erwärmt zu sein — halten Sie das für eine deutsche Innerlichkeit so schrecklich? Ich bin noch nüchtern heute — mein

Gott, vielleicht war ich schon seit weit längerer Zeit nüchtern — seit vielen Jahren schon und es bedurfte Ihres Erscheinens ..."

„Um zu einem guten Kaffee zu kommen?" sagte sie leicht erröthend — „Lassen Sie das Ihre Marianne nicht hören! Aber dann ist es hohe Zeit, daß ich Ihnen etwas schaffe."

„Kann ich Ihnen keinen Theil der Arbeit abnehmen?"

„Ganz und gar keinen. Für Reisigholz hat Christel, die mir sogleich nachkommen wird, schon gestern gesorgt. Das Wasser dort ist zwar nicht ganz frisch mehr — aber frisches von der Quelle unten zu holen, wäre doch eine gar zu ländliche Beschäftigung für solch einen Reichstagsherrn wie Sie!"

Martin Hunolt sah mit einer Miene von komischer Unentschlossenheit den noch halbgefüllten Wassereimer an.

„Ach", sagte er dann, „ein Reichstagsmann darf abgestandenes Wasser nicht fürchten — begnügen wir uns mit diesem."

„Wissen Sie, daß ich eine Bitte an Sie habe", sagte, während sie sich mit ihren Frühstücksvorbereitungen weiter beschäftigte, Else — „oder vielmehr mein alter Inspector hat sie; da ich sie sehen würde, sagte

er, möge ich Ihnen doch ans Herz legen, daß ein Gesetz gemacht werde, wonach die schrecklichen, während der wenigen Sommermonate, die uns zu den Ackerarbeiten bleiben, alle nöthigste Thätigkeit unterbrechenden Feiertage in den Winter verlegt würden. Für einen ordentlichen Wirth, oder gar wenn man außergewöhnliche Arbeiten, Bauten, Entwässerungen vorzunehmen habe, sei es zum Verzweifeln, in jeder Sommerwoche einmal alle Arbeiter ausbleiben zu sehen, weil sie irgendeinen Festtag, irgendeine Himmelfahrt, irgendeine Procession zu feiern hätten; mit der Arbeit rücke man nicht vor, die armen Tagelöhner kämen um ihren Lohn. Man könne ja die Feste im Winter feiern, wo für die Leute nichts zu verdienen sei — zu Weihnachten, um sich ein rechtes Genüge zu thun, eine ganze Festwoche einschieben, wie man schon zu Ostern eine Charwoche habe. Weshalb sich einer für das arme Volk so wichtigen Sache nicht der Staat annehme?"

„Der Mann hat nicht unrecht", sagte Martin — „da Mutter Kirche in dieser Beziehung kein Herz für das Volk hat, sollte es Vater Staat. Aber Vater Staat — darüber waren wir ja nämlich schon einig, erfreut sich seines Giebelbaues. Wenn nur oben die Spitzen recht schön geschmückt sind, die Architrave darunter mit stolzen Kunstfiguren ausgestattet —

um die alten rohen Feldsteine, die unten das Ganze tragen, kümmert man sich dann weniger!“

„Sie stimmen mir jetzt also auch darin bei, daß man mehr an das Land denken sollte, mehr Rücksicht auf die alles tragenden Feldsteine nehmen . . .“

„Darin habe ich Ihnen schon früher beigestimmt. Ich glaube unsere Gesetzgebung müßte immer mehr darauf sehen, daß die eigentliche Staatswurzel sich kräftige und dem wurzellosen Arbeiterthum das Gleichgewicht halten könne. Der Germane ist seiner ursprünglichen Natur nach ein Bauer und dazu ein Querkopf, geboren, auf seiner isolirten Hufe sein eigener König zu sein. Diesem Charakterzuge sollte man nachgehen, ihn beleben, stärken. Die ländlichen Zustände so gestalten, daß sie anlockten. Daß das Zusammenströmen zu großen Bevölkerungscentren, die ein Volk verderben, aufhörte. Daß der durch ländlichen Besitz gebildete Wohlstand der Augenmerk aller würde! Aber wie gesagt, der Staat ist ein Giebelbau . . .“

„Und hier ist zum Lohn, daß Sie so hübsch in diesen Dingen mit mir sympathisiren, Ihr Kaffee“, sagte Else, ihm die erste Tasse mit einer gewissen Koketterie einschenkend.

„Als ob ich nicht in allen Dingen mit Ihnen sympathisirte“, versetzte er lächelnd.

„In allen Dingen?“ fiel sie ein. „Ich zweifle sehr. Mit meinen Schulplänen neulich sympathisirten Sie gar nicht.“

„Ich glaubte allerdings nicht, daß sie praktisch seien. Sie wissen, Montecuculi verlangte drei Dinge, und jedes war Geld. Heutzutage ist uns alles Geld, und am Ende jedes Menschheitsinteresses steht die Frage nach dem Geld.“

„Ach, Geld — ich habe auch dafür gesorgt, auch darüber meine Idee.“

„Sie haben eine Idee? Darf ich sie hören?“

„Gewiß — wenn Sie es mit dem nöthigen Ernste wollen“, versetzte sie, sich ihm gegenüber an den kleinen wackeligen Tisch setzend, an welchem er eben die zweite Tasse schlürfte.

„Ich höre mit größter Andacht.“

„Sehen Sie, auf meinem Gute Bartenstein drüben hat früher ein Freiherr gesessen — der alte Inspector hat mir davon erzählt, er weiß es von seinem Vater und klaubt sich auch aus alten Renteibüchern und Schriften allerlei Merkwürdiges heraus . . .“

„Also ein alter Freiherr ist es, an den Ihre Idee anknüpft.“

„Ja. Diesem Herrn gehörte wenig Acker, mehr Wiesen, sehr viel Wald. Und dann gehörten ihm alle

großen und kleinen Höfe umher. Die Menschen darauf waren seine Hörigen, das heißt, sie hatten ihm Abgaben zu bringen und Dienste zu leisten. Beide nicht gar drückend. Dafür hatte er sie zu schützen. In jedem ihrer Rechte gegen fremde Angreifer. Die Erkrankten und dadurch Verarmenden wurden vom Herrn unterstützt, die Arbeitslosen beschäftigt; bei Unglücksfällen, Misernten, wo das Saatkorn fehlte, bei Viehsterben war er die allgemeine Zuflucht. Den einzelnen erhielt er auf dem Vätererbe, denn er verhinderte ihn Schulden darauf zu machen, die ihn am Ende heruntergebracht hätten, oder sonst leichtsinnig zu wirthschaften ... das waren die Barone von ehemals."

„In Ihrer Idee!"

„In meiner Idee nicht blos, sondern — aber streiten wir nicht darüber; ich frage Sie jetzt nur: wer sind unsere Barone von heute, wer die Inhaber der Macht und die Centralpunkte, um die das Leben sich krystallisirt — der Ausdruck ist schlecht gewählt, denn um hellen und reinen Krystall handelt es sich weniger als um schwarze Kohlen und graue Geldsäcke — es sind die Eisen-, die Kohlen-, die Börsen-, die Rhederei-, die Baumwollen-Barone, die Millionäre, die Leute, welche auf der Höhe der Zeit stehen — der Zeit, die ja auch, wie sie behaupten, Geld ist. Nun wohl, können

diese Menschen nicht auch wie die, welche früher die Inhaber des Zeitgedankens waren, damals als die Zeit noch nicht Geld war, für einen gewissen Kreis, einen Bezirk sorgen, in dem sie den Schirmherrn zu machen, gegen Armuth, Krankheit, allgemeine Unglücksfälle aufzukommen haben; in dem es Ehrensache für sie ist, öffentliche Bedürfnisse aus ihrer Kasse zu bestreiten? Wer zu Hunderttausend Mark jährlicher Einnahme eingeschätzt ist, dem soll eine Kirchengemeinde als Schützling zugewiesen werden . . ."

„Er soll der Matador, der alles durch seinen Einfluß Beherrschende, die Wahlen Vorschreibende, mit einem Wort der Tyrann darin werden . . ."

„Das ist nicht nöthig . . ."

„Die Dinge würden sich aber so gestalten — Sie würden eine neue erdrückende Aristokratie des Geldes schaffen."

„Glauben Sie?"

Else schwieg betroffen.

„Der Druck, den die Million ausübt, ist schwer genug bereits", fuhr Martin fort. „Reichen Sie ihr nicht noch diesen furchtbaren Hebel."

„Ach, Sie machen mir meinen schönen Plan zu Wasser!" sagte sie schmollend.

„Leider", versetzte er, sie lächelnd ansehend; „aber

das hindert uns nicht andere in Erwägung zu ziehen, und was wir praktisch finden, zu versuchen. Viribus unitis. Darauf kommt es an. Die einzelne Kraft vermag wenig."

„Und nun gar die Kraft einer Frau!" sagte Else seufzend.

„Freilich — also vereinigen wir unsere Kraft — ganz und voll — für immer — für das ganze Leben!"

Sie blickte erblassend auf und sah ihn mit immer größer werdenden Augen an.

„Sie hören recht, schöne Frau", fuhr er fort, indem er seine offene Hand vor ihr auf den Tisch legte; und halb zärtlich, halb verlegen werdend unter dem Einfluß ihres Blicks und zugleich übermüthig — vielleicht übermüthig nur, um diese Verlegenheit zu verdecken, setzte er hinzu: „Legen Sie Ihre Hand in die meine, werden Sie mein, mein für immer — meine Frau! —"

Else stand schweigend auf. Sie war sehr bleich geworden; so ging sie schwankenden Schrittes zum Fenster und blickte hinaus. Sie sprach kein Wort.

Ein wenig betroffen über diese Art, seinen Antrag aufzunehmen, folgte Martin Hunolt ihr. Er legte dann leicht und mit einer schüchternen Kühnheit die Hand auf ihre Schulter und sagte:

„Sagen Sie mir, daß auch Sie glauben, es haben ein paar verwandte Seelen sich in uns begegnet . . .“

Sie entzog mit einer heftigen Bewegung ihre Schulter der Berührung.

„O nein, nein, nein“, rief sie aus, mit ihren Thränen kämpfend, „niemals, niemals, niemals!“

Martin war niedergeschmettert. Zurücktretend starrte er sie mit großen Augen an. Und kaum recht wissend, was er vorbrachte, sagte er:

„Wie, Sie wollen nicht? Mein Gott, ich dachte, auch Sie fühlten, daß wir, daß unsere Naturen, daß unsere Verhältnisse so merkwürdig gut zusammenpaßten — alle Welt sagt es ja auch — von jeder Lippe höre ich es — und nun — Sie wollen wirklich nicht?“

„Nein — ich danke Ihnen — aber ich will nicht, was alle Welt Ihnen sagt, weil unsere Verhältnisse so gut zusammenpassen — weil unsere Güter aneinander stoßen — weil sie drei — wieviel sind es? viertausend Morgen zusammen bilden würden . . .“

Sie sprach das mit steigendem Zorne, mit dem Ton größter Verachtung aus — der Umstand, daß sie viertausend Morgen bilden würden, schien ihre ganze Empörung wach zu rufen.

„Dann geh' ich als ein sehr bitter enttäuschter, sehr niedergeschlagener Mensch, Frau Markwort“, entgegnete

Martin Hunolt äußerst betrübt. „Sie lassen mir keine Hoffnung?“

„Nein, gar keine“, versetzte sie heftig, den Zipfel ihres Taschentuchs zwischen die Zähne nehmend und wie ein unartiges Kind, das mit seinen Thränen kämpft, daran reißend.

Martin stand da wie aus den Wolken gefallen, aus allen seinen Himmeln gestürzt. Er wußte jetzt durchaus nicht mehr was sagen. Und stand doch noch da mit seinem langen bestürzten Gesicht, absolut nicht wissend, wie ein Mann sich aus einer solchen Situation zieht. Und doch mußte er sie enden. So that er es auf die einfachste Weise. Er suchte Hut und Stock, und sich nochmals zu Frau Else wendend, sagte er:

„So hoffe ich doch, daß Sie mir meine Kühnheit verzeihen, mir nicht grollen . . .“

„O gewiß, gewiß.“

„Und wir gute Freunde bleiben in Zukunft, trotzdem?“

„Weshalb zweifeln Sie daran?“

Sie gab die Antworten hastig, heftig, als ob Sie dadurch sein Gehen beschleunigen wolle. Und nun ging er in der That. Und Frau Else ließ ihr Tuch zu Boden fallen, schlug ihre beiden Hände vors Gesicht und weinte bitterlich, weinte einen Strom von Thränen.

Martin Hunolt aber schritt den Hügel vor der Kapelle, den er vorhin sich gescheut hatte, mit einem Wassereimer niederzusteigen, jetzt mit einem Korb beladen hinunter, der viel, viel peinlicher zu tragen war. Und so räthselhaft, so wunderlich und räthselhaft, sagte er sich einmal über das andere, ohne doch den Schmerz des furchtbar gekränkten, aus der tiefsten Wunde, welche ein Mann erhalten kann, blutenden Selbstgefühls irgend lindern zu können.

Er machte beim Heimgehen einen weiten Umweg, sodaß er erst spät auf Sendenhof anlangte. Mariannens Mahl ließ er unberührt stehen und schloß sich in sein Zimmer ein; er wollte die Nachtruhe nachholen, sagte er, und durch niemand gestört sein; und in seinem Zimmer doch schritt er mit wuchtigen langen Schritten auf und ab und murmelte, zwischen tiefer Trauer und zorniger Empörung wider den nicht zu verwindenden Schmerz, wider das innere Zerschmettertsein hin- und hergeschleudert, die Worte des Faust:

So fluch' ich allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt.
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt;
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt —

bis hinab zu dem kräftigen Schlusse:

Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allem der Geduld!

Ein Mann von dem tiefgründigen Charakter Martin Hunolt's konnte auf die Dauer ein Erlebniß wie dieses nicht anders als von einer metaphysischen Seite nehmen, und dabei einem verallgemeinernden Gedankengange folgen, der ihm auf das ganze Leben des Menschen und auf die Art und Weise, wie er selbst durch dies Leben gegangen und wie sein Schicksal sich gewendet, plötzlich düstere Schatten, eine pessimistische Beleuchtung warf. Das war natürlich. Nur fühlte er dabei wie etwas Fremdartiges, wie etwas ihm selbst Verwunderliches: die Schwere der Verzweiflung, die ihm das Herz zusammenpreßte. Wie ablehnend hatte er sich anfangs zu dem Gedanken, um Frau Else werben zu sollen, verhalten. Und wie ruhig und gleichmüthig dann sich dem Reiz hingegeben, den sie nun doch auf ihn zu üben begonnen; und endlich mit welcher verständigen Herrschaft über sein Gefühl ihr mit aufrichtiger Offenheit seine Hand angeboten. Sie hatte sie ausgeschlagen — weshalb also nicht mit derselben ruhigen Herrschaft über sein Gefühl sich sagen: nun wohlan, so ist nichts verloren, die süße Gewohnheit meines Daseins behält Farbe und Ton wie bisher? Woher dies Gefühl von

einem bleibenden furchtbaren Verluſt, einem nicht zu Verſchmerzenden, einer ewigen Vernichtung des innern Glücksgefühls, der Ruhe und des Gleichgewichts des Gemüths? Trug er in ſich eine ſo tiefe, ſo grenzenloſe Leidenſchaft für Frau Elſe, von der er bisher ſelber nichts geahnt und die ihr Nein ihm jetzt erſt zum Bewußtſein gebracht? Oder war es eben dies Nein, was die Wirkung gehabt, in ſeiner „Mannesſeele“ eine ſolche Leidenſchaft hervorzurufen?

Er wußte es ſelbſt nicht zu ſagen, er war ſich ſelber Phänomen — er verſtand es nicht, wie die Vernunft ſo machtlos ſein konnte, wo er dieſe höchſte Schutzmacht, Tröſterin und Göttin des Lebens anrief.

In der ſpäten Nachmittagsſtunde wurde er ſeiner Einſamkeit nun doch entriſſen. Der Sanitätsrath kam vorgefahren und wollte ſich nicht abweiſen laſſen. Er kam von der Kapelle und mußte Humolt doch berichten, wie es um den Kranken ſtehe.

„Es geht vortrefflich“, ſagte er — „der Menſch hat eine feſte Natur, und ſeitdem er die richtige Behandlung und Pflege hat, iſt er gerettet. Mein Salycil hat Wunder bei ihm gethan. Ja, Salycil, nur nicht in zu ſchwachen Doſen! Es iſt ein wunderbares Mittel! Frau Elſe hat denn auch mit großer Entſchiedenheit erklärt, daß ſie bei der Pflege keiner Unter-

stützung mehr bedürfe. Ich soll Sie nicht mehr bemühen — sie bestand sehr energisch darauf, die kleine Frau!"

„In der That?" antwortete Hunolt ironisch. „Ich werde mich dann auch nicht aufdrängen."

Der Sanitätsrath fixirte ihn wie betroffen, aber er antwortete nicht, weil Marianne wieder diensteifrig mit einer Erfrischung bei der Hand war. Als die beiden Männer dann hinter den Gläsern saßen und wieder allein waren, fuhr der Sanitätsrath fort:

„Ich habe Frau Else sehr aufgeregt, sehr wunderlich gefunden, von einem forcirten Wesen wie nie. Sie hatte offenbar etwas auf dem Herzen, was sie durch heftiges lautes Wesen, dem eine plötzliche Zerstreutheit folgte, ein in Gedanken Verlorensein, überwinden wollte. Was hatte sie?"

„Das fragen Sie mich? Kann ich in solch ein Frauenherz blicken, wenn Sie scharfsichtiger Psycholog es nicht können?"

„Ah bah — eben weil ich als scharfsichtiger Psycholog es kann, frag' ich Sie. Soll ich Ihnen sagen, was sie hatte? Die hübsche kleine Frau hatte von dem Zusammensein mit Ihnen da oben, in einer so rührenden, einander nahe bringenden Situation etwas anderes erwartet, gehofft, eine größere Liebenswürdigkeit, ein

wärmeres offeneres Annähern von Ihrer Seite, und ist gekränkt worden durch Ihre spröde, fischblütige, steife, philisterhafte, eiskalte Zugefrorenheit.“

Hunolt lachte bitter auf.

„Glauben Sie?“

„Ich möchte darauf schwören.“

„Und schweben doch in einem gründlichen Irrthum. Ich will offen gegen Sie sein, Doctor, schon um Ihren liebenswürdigen Ermunterungen, mich dem Reize von Frau Else nicht länger zu entziehen, nicht mehr ausgesetzt zu sein. Ich habe — aber Sie versprechen mir Schweigen, als ob die Sache in den Bereich Ihrer Berufsthätigkeit fiele, was sie doch nicht eigentlich thut . . .“

„Das thut sie doch! Die Ehe anrathen darf der Arzt. Also ich verspreche Ihnen Schweigen. Was haben Sie?“

„Ich habe Frau Else Markwort frank und frei, geziementlich und aufrichtig meine Hand angeboten.“

„Ach — was Sie sagen. Und sie?“

„Sie hat sie ebenso aufrichtig und ganz entschieden abgelehnt.“

„Unmöglich!“

„Weshalb unmöglich? Ich sage es Ihnen.“

„Das ist dennoch ganz unglaublich.“

„Weshalb? Weshalb soll Frau Else meine Hand nicht ablehnen können, wenn ich ihr nicht gefalle oder ein anderer ihr besser gefällt?“

Der Sanitätsrath starrte ihn wie ganz verblüfft an. Dann schüttelte er heftig den Kopf.

„Wenn Sie ihr nicht gefallen?“ wiederholte er. „Sie gefallen ihr aber. Ich weiß das. Meinen Sie, ich hätte umsonst mit ihr von Ihnen gesprochen? Ich hätte dabei alle meine von Ihnen gerühmte Psychologie zu Hause gelassen? . . .

„Ah bah — nicht gefallen? Gefallen hat ihr nicht die Art, wie Sie's vorgebracht haben. Vielleicht zu rasch, zu übermüthig. Solch eine Frau ist eine Sensitive. Sie ist romantisch. Sie verlangt, erworben, verdient, erkämpft zu sein — sie will nur der Preis einer flammenden Leidenschaft sein, sie ergibt sich nur in der Ueberzeugung, daß ihre Hingabe ein ganz ungeheueres, überwältigendes, nie dagewesenes Glück schaffe. Haben Sie ihr diese Ueberzeugung beizubringen gesucht? Voyons: was haben Sie gesagt, haben Sie irgendein Wort von flammender Leidenschaft gesprochen, einen kleinen Selbstmord in Aussicht gestellt, kurz, haben Sie irgendetwas der Rede Werthes an Beredsamkeit geleistet?“

„Nein, Doctor, ich bin ebenso einfach als aufrichtig gewesen."

„Bah — als ob Frauen die Einfachheit liebten! Romantische Frauen! Sehen Sie? Mit Ihrer Einfachheit haben Sie sich die Sache verdorben. Ich bin überzeugt davon. Sie wird jetzt denken: er will meine Hand — um Sendenhof zu arrondiren. Dazu bin ich zu gut. O Sie Philister! dachten Sie denn gar nicht daran, daß gerade das äußerlich Passende, das durch die Verhältnisse Begünstigte, was Ihre Verbindung hätte, diese Arrondirung Ihrer Güter allein schon, ein Stein des Anstoßes, etwas die Sache Erschwerendes bei einer solchen romantischen Frau sein müsse?"

„Nein", versetzte Martin Hunolt scharf und bitter — „daran habe ich nicht gedacht — das ganz Irrationelle bei Frau Markwort vorauszusetzen, konnte mir nicht in den Sinn kommen — hätte ich das müssen, so hätte ich gar nicht um sie geworben. Eine romantische Frau ist sie, sagen Sie? Nun dann freilich — als schmachtender Minnesänger, als demüthiger Page Fridolin oder gar als liebegirrender Romeo, bereit jeden Augenblick auf einer Strickleiter die Wände hinaufzulaufen, habe ich nicht um sie geworben."

„Es wird so sein, wie ich sagte", entgegnete nachdenklich mit dem Kopfe nickend und dann langsam

an seinem Glase schlürfend der Sanitätsrath .. „Na, es ist noch nicht aller Tage Abend. Rom ist nicht an einem Tage gebaut, und der Baum fällt nicht auf den ersten Schlag. Ein Mann wie Sie läßt sich sobald nicht irre machen, und was er sich zu erreichen vorgenommen hat, das erreicht er auch. Sie werden es das nächste mal ...“

„Das nächste mal? Ich begreife nicht, was Sie sagen wollen, Doctor! Ich habe Ihnen die ganze Sache nur anvertraut, um von Ihnen von nun an damit nicht mehr geplagt zu werden, und Sie reden bereits ...“

„Nun ja, nun ja,“ fiel der Sanitätsrath ein, „reden wir von andern Dingen — ich sehe, es ist nicht gut Kirscheneſſen heute mit Ihnen — also ein anderes Thema!“

Ein anderes Thema, welches die beiden Herren heute interessirt hätte, fand sich jedoch sobald nicht. Und so brach denn der Sanitätsrath sehr bald nachher wieder auf und überließ Martin Hunolt den schweren und schmerzlichen Gedanken seiner Einsamkeit.

Zehntes Kapitel.

Frau Dobring.

Es ist eine verhängnißvolle Sache für einen Mann, der, zu reifern Jahren gekommen, den Frauen fern blieb, aber durch ein großes Entgegenkommen des weiblichen Elements in seinen Kreisen zu der freilich nicht gerade bewußt ausgesprochenen Annahme verleitet wurde, daß die Wahl einer Gattin unter den Töchtern des Landes so ziemlich ihm freistehen würde — eine verhängnißvolle Sache ist es für ihn, wenn er von einer Frau, die er endlich wählt, etwas erhält, was wie ein hübsches Etui ist, jene selbstbewußte Annahme darin zu begraben. Verhängnißvoll für seine Anschauungen, die plötzlich um allen Glanz und Lüstre des optimistischen und idealen Lichts, welches seinem Charakter einen Zug großer Liebenswürdigkeit gab, kommen.

Aber verhängnißvoller noch für das Gefühl, welches ihn zu jenem Schritte mit dem gänzlich unerwarteten Ergebniß führte, indem nach einem alten Gesetz der

männlichen Natur — einem Gesetz, bei dem die ratio legis sich in unerforschlichen Tiefen psychologischer Vorgänge birgt — der glimmende Funke zur Flamme entfacht, die Neigung zur Leidenschaft, der Feuerbrand zum Vulcan wird.

Martin Hunolt mochte mit sich selber ringen, wie er wollte, er ward den Gedanken an Frau Else nicht los. Er mochte seinen Verstand zur Hülfe rufen, um sich mit voller Nüchternheit der Seele das genaue Inventar alles dessen zu machen, was er besitze, was seinem Leben Inhalt, seinem Arbeiten und Schaffen Werth gebe, ohne Frau Else dabei zu bedürfen; er mochte sich zu der bittersten Ironie flüchten, um sich spöttisch die Rolle, welche er als verliebter Romeo in seinem eigenen Auge spielte, vorzuhalten: es half das alles nichts, um den sich steigernden Druck innern Elends, den er mit sich umhertrug, zu lindern.

Um sich zu zerstreuen, griff er in seinen Abendstunden zur großen Seelentrösterin, der Lektüre; er las Bücher, zu denen er bisher selten gegriffen, Romane; deutsche, englische, französische; von den deutschen verwarf er viele, weil sie die Producte eines tendenz- und bildunglosen Erzählerdrangs waren; von den englischen viele, weil ihn die grenzenlose Langeweile englischer Sonntagnachmittage aus diesen uferlos breiten Schilde-

rungen angähnte; aber bei den französischen fand er Darstellungen der Leidenschaft, welche ihn in hohem Grade frappirten und, indem sie ihm den Spiegel seines eigenen Innern zeigten, das Leiden seiner Seele nährten. Wie hatten diese Franzosen, diese Balzac, diese Sand erkannt und darzustellen gewußt, welch zähes unaus=rottbares Ding, welcher Schlüssel zu Gemüthstiefen, die früher unentdeckt und verhüllt geblieben, die Liebe eines reifen ältern Mannes sei und welch befremdliche, die Menschennatur von ungeahnten Seiten zeigende Phänomene solch eine Liebe hervorrufe. Wie schal stellten sich dagegen ihm die Zumuthungen der Autoren dar, die seine Theilnahme für die milchblutigen Neigungen unausgegorener Jugendlichkeiten in Anspruch nahmen, denen das Leben noch keinen Charakter, die ernste Arbeit noch kein Gepräge der Würde gegeben. Aber den Roman schätzen lehrte ihn seine Stimmung jetzt; er sah wie eine Vereinigung aller Künste in ihm: der Aufbau, die Composition vertrat die Architektur, die Schilderung die Malerei, die Charakteristik war das plastische Ele=ment und das Uebrige die Musik.

Und die ungeheuere Tragweite, welche diese Form der Dichtung für die Bildung und die Gedankenleitung der Zeit habe, lernte er schätzen. Wie moralisirend hatte sie in England, durch die Frauen, die sich dort

ihrer bemächtigt, wie demoralisirend durch die Männer in Frankreich gewirkt! Welche Wirkung konnte sie in Deutschland üben, wenn die Autoren, sich dessen bewußt, mit wärmerm Pulsschlag für das Allgemeine sich der Zeitgedanken bemächtigten und aus den engen Cirkeln, in denen sie wie moderne Archimedes saßen, heraustraten, die Signatur irgendeines hohen und bewußten Wollens auf der Stirne.

Eine Reihe von Tagen war so dahingeschlichen, als eines Morgens der verabschiedete Polizeidiener Maus bei ihm erschien, um ihm für seine Theilnahme zu danken. Er that es in ziemlich steifer Haltung, mit einiger Verlegenheit. Die überstandene Krankheit, deren Wirkung sich noch in seiner bleichgelben Gesichtsfarbe zeigte, hatte ihn, wie es schien, nicht viel menschenfreundlicher gemacht, wenigstens nicht heiterer.

„Ihr seid also ganz wiederhergestellt, Maus?“ fragte Martin.

„Ich denke, ich bin's, und der Doctor sagt auch so; wird ja auch richtig sein, obwol man sonst nicht viel darauf geben kann, was solch ein Doctor einem sagt; aber Essen und Trinken schmeckt mir ja, und da die Frau Markwort mir gesagt hat, ich müsse zu Ihnen gehen, um Ihnen zu danken . . .“

„Die Frau Markwort hat es Euch gesagt . . .“

„Ja wohl, Herr Hunolt, und da die Frau sich einen Gotteslohn an mir verdient hat — denn es ist ganz gewiß, daß ich ihr danke, daß ich noch lebe — und da ich deshalb von Herzen gern thue, was sie wünscht, so habe ich mich gleich aufgemacht und komme, Ihnen bestens zu danken, daß Sie so gut waren, eine Nacht um meinetwillen aufzubleiben — werde es Ihnen auch nicht vergessen, Herr Hunolt!"

Martin Hunolt streckte ihm bereitwillig seine Hand entgegen, da er sah, daß Maus seine Rechte ein wenig unentschlossen und scheu halb erhob, und sagte dabei:

„Und kann ich sonst nun etwas für Euch thun, Maus? Sprecht offen."

„Was soll ich da sagen . . . Sie wissen, Herr Hunolt, worüber ich mich gegen die Gemeinde und die Staatsregierung zu beklagen habe!"

„Ja, ich weiß es, Maus. Die arme Gemeinde — der arme Staat! Gewiß, Sie würden Euch eine Pension geben, wenn sie nur nicht so viel anderes auf sich lasten hätten. Der Staat — wie viele Ausgaben hat er nicht! Ihr müßt Euch mit der Ehre trösten, Maus. Denn im Grunde seid Ihr gerade dadurch ein wichtiger Mann im Staate; einer der vielen, auf welche man vor allen Rücksicht nehmen sollte, und die auch nichts bekommen; die also sagen können, daß auf ihre Kosten

der Staat seinen Luxus treibt; fremden Völkern Alterthümer ausgräbt, die Anzahl der blonden und der dunkeln Kindsköpfe in Deutschland ermitteln läßt u. s. w. Ist Euch das nicht ein stolzer Gedanke, Maus, daß Ihr auf Eure Tasche schlagen und sagen könnt: aus dieser Tasche, die freilich sehr leer ist, aber just, weil sie leer ist, ernähre ich, bestreite ich das alles! Wahrhaftig, Maus, Ihr thut für die Kunst und Wissenschaft mehr als einer. Denn zum Beispiel in deren Interesse auf Staatskosten in der Welt umherreisen, um alle Terracotten zu zeichnen, zu beschreiben und schön in Farben nachgebildet drucken zu lassen — das ist ja ein wahres Vergnügen! Ihr aber, Ihr leidet, Ihr entbehrt für so etwas und anderes!"

Maus verstand diesen Humor nicht recht. Er zog nur ein schiefes Gesicht dazu, der Gegenstand schien ihm jenseit des Spaßes zu liegen und er sagte:

„Ist ein schlechter Trost das, Herr Hunolt. Ein besserer wäre, wenn ich mich durch irgendetwas, was mir einen kleinen Verdienst brächte, nützlich machen könnte. Und da möchte ich denn wol, wenn Sie's mir verstatteten, Ihnen etwas vorschlagen — ich würde selbst nicht darauf gekommen sein, aber die Frau Dobring . . ."

„Wer? Frau Markwort wollt Ihr sagen . . ."

„Nein, die Frau Dobring, die junge Frau, welche seit einigen Tagen auf Bartenstein angekommen ist . . .“

„Angekommen — auf Bartenstein ist eine Frau Dobring angekommen?“

„So ist es — eine noch junge hübsche Frau — die Frau des Miterben der Frau Markwort.“

„Ah — dieser Miterbe hat sich also endlich gefunden? Und ist da — mit einer Frau?“

„Nein, er selbst nicht. Er ist noch — in Italien, denk' ich, sagten die Leute auf Bartenstein. Er käme schon nach, sagten sie, und vorläufig hat er seine Frau vorausgesendet, um sein Theil vom Erbe in Empfang zu nehmen.“

„Es ist das erste, was ich vernehme. Ihr habt sie also gesehen, diese Dobring?“

„Gewiß, und lange mit ihr geredet, Herr Hunolt. Sie ist eine hübsche, schlanke, schmale Person mit scharfen Augen. Wird auch scharf auf das Ihrige sehen, denk' ich. Fragte genau nach allem, schien in allem Bescheid zu wissen. Meinte, ob nicht aus den Gehölzen viel gestohlen würde, und ob nicht ein Waldhüter da sei, der darauf achte; Frau Markwort meinte, die Waldung, die zu Bartenstein gehöre, sei nicht groß genug, um einen Förster darauf zu halten; Frau Dobring aber sagte, dann müsse man sich an Sie wenden, Herr

Hunolt, wenn Sie Ihren daranstoßenden Wald mit dazu schlügen, so wäre ein Schutzbezirk da, der wol verlohnte, daß man ihm eine Aufsicht gäbe. Für mich wäre dann gleich eine Stelle gefunden, zweihundert Mark wollten die Damen mir jährlich dann auswerfen . . ."

„In der That, der Vorschlag ist nicht übel", versetzte kopfnickend Hunolt. „Diese Dobring aber scheint gleich sehr energisch die Führung zu übernehmen."

„Würden Sie einverstanden sein, Herr Hunolt?"

„Gewiß — ganz einverstanden. Ich gebe Euch dann ebenfalls zweihundert Mark, die Ihr von meinem Verwalter zu holen habt. Dobbert wird Euch auch nähere Instruction geben; geht zu ihm, und laßt Euch auch das erste Quartal Eures Lohns gleich jetzt auf die Hand geben."

„Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Hunolt", sagte Maus, dessen Miene sich wundersam erhellte — „ich werde, darauf verlassen Sie sich, gute und wachsame Aufsicht führen . . ."

„Ihr seid der Mann dazu, Maus, ich zweifle keinen Augenblick daran — fürs erste mache ich jedoch zur Bedingung, daß Ihr nicht gleich jetzt, wo Ihr noch von der Krankheit geschwächt seid, nachts in den Büschen umherpatrouillirt — Ihr sollt erst Euch völlig erholt haben."

„Sie sind sehr gütig, Herr Humolt. Sie — und die zwei Damen — vor allem Frau Markwort, sind sehr gütig gegen mich. Sie sollen auch sehen, daß ich ein dankbarer Mensch bin.“

„Hoffentlich aber nicht ein zu eifriger — armes, Reisig sammelndes Volk laßt ungeschoren! In meinem Walde wenigstens!“

„Ganz wie Sie das befehlen.“

„So geht zu Dobbert!“ sagte Humolt, indem er ihm zum Abschiede die Hand gab.

Es war natürlich, daß Martin Humolt's Gedanken, sobald er allein war — und wann war er jetzt nicht allein — sofort wieder den Weg, den sie seit kurzem einzuschlagen nicht müde wurden, nahmen — zum Bartenstein. Also sie, Frau Else, war glücklich — der langgesuchte Miterbe hatte sich gefunden, und Frau Elsens Wunsch war erfüllt; sie hatte Freiheit zu handeln gefunden, vorausgesetzt, dies Handeln erfreute sich der Beistimmung des Miterben. Das Ueberraschende war nur, daß dieser eine Frau gesandt, statt selber zu kommen. Legte er auf irdische Habe und Gut so wenig Gewicht? oder war die Frau so eminent befähigt, in praktischen Dingen ihren Gatten zu vertreten? War dies der Fall, so sorgte Humolt um Else. Auch bei gutem Willen und redlicher Absicht auf beiden Seiten

konnten die Reibungen dann schwerlich lange ausbleiben. Und Reibungen — war Frau Else geschaffen, in Reibungen um das mein und dein sich zu bewähren? Gewiß nicht! Er traute ihr eine große, weiche Nachgiebigkeit gegen alle Prätensionen zu, gegen die — er jetzt so gern, so leidenschaftlich gern sie geschützt hätte, und denen er sie dann doch völlig hülflos ausgesetzt lassen mußte! Und doch war etwas Wohlthuendes, Erfreuendes in der Nachricht, die ihn eben überrascht hatte. Es lag wie eine Hoffnung darin, daß sich die Verhältnisse um Else so gestalten würden, daß — Hunolt sprach sich keine Hoffnung bestimmt aus, aber er fühlte eine gewisse Zuversicht und eine wohlthuende Erregung schon über die Thatsache, daß eine Frau sich als Miterbin eingestellt und nicht ein junger unverheiratheter Mann.

Der Aermste! Hätte er die beiden Frauen in ihrem Gespräche in diesem Augenblicke belauschen können und hätte er die Gedanken, welche bei diesem Gespräche Frau Dobring erfüllten, zu durchschauen vermocht, er hätte erkennen müssen, daß für ihn und seine Hoffnungen, falls er deren hegte, nichts Verhängnißvolleres hätte eintreten können, als die Erscheinung dieser Frau.

Sie saßen eben unter der Arkade, welche auf der Vorderseite von Haus Bartenstein am untern Stock des

Gebäudes entlang lief und an warmen sonnigen Tagen einen so hübschen schattigen Aufenthalt bot. Frau Else in ihrem Ruhesessel hatte eine Näharbeit in der Hand, blickte aber mit sehr ernster Miene, ohne die Finger zu rühren, in die Ferne; Frau Dobring, die am selben runden Tisch hinter einem großen Rechnungsbuche saß, das der Inspector ihr hatte bringen und nun zu seinem Verdrusse schon seit Tagen in ihren Händen lassen müssen, war anscheinend darin vertieft, blickte aber beobachtend darüber fort auf ihr Gegenüber.

Frau Dobring — wir erkennen sie leicht an dem dunkelgrünen, durchaus nicht mehr ganz modernen Seidenkleide, in welchem wir sie schon in anderer Umgebung erblickten, sagte endlich mit einem liebenswürdigen Lächeln:

„Wohin schweifen so lange schon Ihre sinnenden Gedanken, liebe Freundin, in welche Ferne?“

Frau Else fuhr aus diesen sinnenden Gedanken auf und begann emsig ihre Arbeit wieder.

„In gar keine Ferne“, antwortete sie — „sie haben nichts zu suchen jenseit der kleinen Welt, die jetzt mein — unser ist!“

„In der That, so sehr befriedigt Sie diese kleine Welt?“

Else lächelte.

„Sie denken, daß sie jedoch entsetzlich viel zu wünschen übrigläßt, daß es noch überall fehlt, daß es ein sehr einsames Leben ist, bis wir so weit mit den Wieder=herstellungen und Einrichtungen gediehen sind, um unsere Freunde und liebe Menschen hierher zu uns einladen zu können. Insofern sieht die kleine Welt allerdings noch unbefriedigend aus!“

„Ach — ich dachte nicht daran. Freilich, wenn sich Ihr erster Drang, umzugestalten und zu verschönern, ein Genüge gethan hat, werden Sie sich Gäste laden können. Aber diese, und sind sie noch so liebe Menschen, füllen auf die Dauer ein Frauenherz nicht aus. Am wenigsten ein — unruhiges!“

„Ist dies das meine?“ fragte Else betroffen.

„Sicherlich — zeigt das nicht schon Ihr eifriger Drang umzugestalten, zu erneuern, zu bauen, der — nehmen Sie es nicht übel, wenn ich es ironisch betone — weltverbessernde Trieb, mit dem Sie alle Verhält=nisse betrachten?“

„Thätigkeitsdrang, Ordnungssinn ist keine Herzens=unruhe.“

„Nein, nicht immer — die Herzensunruhe flüchtet sich nur oft vor sich selber hinein.“

„Und Sie glauben, das sei bei mir der Fall?“

„Ich glaube, daß Sie viel zu hübsch, zu jung, zu

liebenswürdig sind, um nicht zahlreichen Versuchen ausgesetzt gewesen zu sein, Ihnen Herzensunruhe zu machen. Und unter vielen, die es versuchen, gelingt es bei uns schwachen Frauen dann am Ende auch einem wohl!"

Frau Else beugte sich tiefer auf ihre Arbeit.

„Es kommt auch wol einmal das Umgekehrte vor", sagte sie dann mit einem trüben Lächeln.

„Das verstehe ich nicht — umgekehrt, was?"

„Daß solch ein Versuch uns die Ruhe wiedergibt, die wir zu verlieren im Begriff standen."

Aline schüttelte den Kopf.

„Und Sie — hätten eine so wunderliche und mir ein wenig räthselhafte Erfahrung gemacht? Ich finde mich wirklich nicht in das, was Sie sagen wollen."

„Es ist doch ziemlich einfach. Nehmen Sie an, ein Mann sei Ihnen von Ihrer Umgebung so gepriesen worden, daß er nothwendigerweise Ihre Phantasie beschäftigen mußte. Sie hätten ihn dann kennen lernen, seine Erscheinung hätte Sie sympathisch berührt, seine Art zu fühlen sich der Ihrigen verwandt gezeigt und sein scharfer Verstand, seine überlegene Bildung, ein ritterliches Wesen, wie es nur ein Mann von Geist zeigt, oder sagen wir lieber ein Ritterthum des Geistes, Ihnen imponirt . . ."

„So begreife ich allerdings, daß solch ein

Mann eine gewisse Herzensunruhe hervorrufen mußte. Aber . . ."

„Aber nun", fiel Else halblaut sprechend ein, „hätte plötzlich dieser Mann den Versuch gemacht, Sie ohne weiteres, wie die erste beste der Grasnelken da vor uns, so im Vorübergehen zu pflücken und sich an die Brust zu stecken — würde Ihnen nicht sofort die Offenbarung kommen, du hast dich getäuscht, dieser Mann ist nicht besser als sie alle, aus Uebermuth, Eitelkeit und Roheit zusammengesetzt; er denkt von dir gerade so wie von allen Frauen, die ihnen ja sammt und sonders Wesen scheinen, um die es sich nicht der Mühe lohnt, sich anzustrengen, nach denen sie nur die Hand auszustrecken brauchen . . ."

„Also das war Ihr Erlebniß!" sagte Aline, die Frau Else, während sie sprach, sehr scharf beobachtet hatte, deren Augen sich in jede ihrer Mienen einbohrten. „War es kürzlich . . . hier? Aber ich bin indiscret!"

„Es war vor nicht langem."

„Und das hat Ihnen die bereits erschütterte Ruhe des Herzens zurückgegeben, dieser Versuch, Sie wie eine Grasnelke abzupflücken?"

„Völlig", entgegnete Frau Else mit einem tiefen Seufzer.

„Sie haben recht" — sagte Aline nach einer Pause

ſtillen Nachdenkens. „O Sie haben völlig recht. Es liegt den Vorſtellungen, welche ſich die Männer von uns Frauen machen, eine ſehr, ſehr große Roheit zum Grunde. Sie reden uns, wenn ſie unter ſich ſind, die entſetzlichſten Dinge nach und der Grundton ihrer Stimmung gegen uns iſt eigentlich eine höhniſche Verachtung des Inbegriffs von mitleidswürdigen Eigenſchaften, welche ſie Weib nennen.

«Frailty thy name is woman», ſagt Shakſpeare, der Beſte von ihnen, und: «Die Unvernunft, wenn ſie elementare Gewalt gewinnt, wird Weib genannt», hörte ich einen «Ritter vom Geiſt» ſagen. Wehe der Frau, die ſich einem zu eigen gibt, den ſie nicht erſt geſchult hat, dem ſie nicht in langem, mühſamem, demüthigem Warten Reſpect vor ihrer Frauenwürde und die Erkenntniß, daß er nach einem hohen Preiſe ringe, beigebracht hat.“

Frau Elſe ſah ſie eine Weile nachdenklich an. Dann ſagte ſie lächelnd:

„Und Sie, haben Sie, bevor Sie Ihre Hand verſchenkten, nach dieſem Princip gehandelt?“

„Ich? Nein. Für mich habe ich es zweckmäßiger gefunden, zu wählen, nicht gewählt zu werden. Es verſpricht das immer der Frau das beſte Loos — nur ſind die wenigſten im Stande, mit klarem Blicke und

einem durch «Herzensunruhe» nicht getrübten Verstande zu wählen."

„Ich weiß doch nicht, ob ich einen Mann, der sich passiv wählen läßt, lieben könnte", meinte Frau Else.

„Darin liegt der Unterschied unserer Charaktere", entgegnete Aline. „Ich liebe aber nur das von mir Erworbene, das bezwungen zu meinem Eigenthum Gemachte!"

„Sie sind eine erobernde Natur. Aber", fügte Frau Else hinzu — „ich bin jetzt doppelt neugierig, die Bekanntschaft meines guten Vetters zu machen, wenn er nächstens kommt!"

„Ja, nächstens!" sagte Frau Aline mit einem Tone, der nichts von dem versteckten Hintergedanken: Fürs erste wirst du seine Bekanntschaft nicht machen, verrieth, den sie im stillen für sich aussprach.

Die beiden Damen schwiegen. Aline hatte sich wieder über ihr großes Rentregister gebeugt; nach einer Weile stand sie auf, nahm das Buch unter den Arm und ging damit in die Wohnung des biedern alten Herrn hinüber, welcher der Verfasser dieses inhaltreichen und den ganzen Kreislauf des menschlichen Lebens, wie es auf Bartenstein gleich wie an andern Orten sich bewegte, mit seinem Gesetz von sich ewig wiederholendem Wechsel von Saat, Wachsthum, Reife

und Verzehrtwerden, in arithmetischen Formeln darstellenden Codex war. Der früher in den Tagen des eigenwilligen und geriebenen alten Dobring einen einfachen Verwalterdienst bekleidende alte Mann, der Westerhof hieß, war jetzt durch die Testamentsbestimmung seines frühern Herrn und die Umstände zu einer Inspectorstellung gekommen, in welcher er am Ende doch in allem das entscheidende Wort sprach.

Westerhof wohnte an der andern, der Gartenseite des Gebäudes, in ein paar Zimmern über dem Souterrain. Ein besonderer Eingang führte da zu ihm. Aline stieg die kurze Treppe hinauf, fand ihn aber nicht daheim; die Thüre war abgeschlossen; doch hing oben der Schlüssel daneben; Aline nahm ihn, öffnete die Thüre und trat ein. Der ganze Raum, den sie betrat, bot kein Muster von Ordnung dar, im Gegentheil mehr den Anblick, den die Hinterkammer eines Dorfkrämers zu zeigen pflegt; es war die Wohnung eines Mannes, der eben auch darin ökonomisch denkt und fühlt, daß er sich von nichts trennen kann, was in anderer Leute Augen den Werth verloren hat, vom zerrissenen Mehlsack und dem zerbrochenen Wetzstein bis auf die geleerte Medicinflasche. Hundert solcher Dinge standen und lagen umher, und Aline hatte Mühe, ihr großes schweres Buch auf dem mit Schreibereien,

Papieren, rostigen alten Eisengeräthen und leeren Cigarrenkisten bedeckten Tische unterzubringen. Nachdem sie dies gethan, schien sie die Gelegenheit, die sich ihr in diesem unbewachten Augenblick bot, sich über Westerhof's Geschäftsführung noch eingehender zu unterrichten, mit einer bei einer Dame seltenen Gründlichkeit benutzen zu wollen. Sie stöberte in seinen Briefschaften herum, legte die gelesenen wieder behutsam an ihre Stelle und nahm neue, sie zu durchfliegen. Es war bewundernswürdig, wie rasch sie ihre scharfen Augen über die einzelnen, durchaus nicht durch ihre Kalligraphie glänzenden Blätter gleiten lassen konnte. Als sie eine Zeit lang ihren Wissensdurst in dieser Weise gestillt, vernahm sie Schritte auf der Treppe; sie legte rasch was sie just in Händen hielt fort, und trat ans Fenster, um mit sehr unbefangener Miene hinauszuschauen.

Im nächsten Augenblick trat Westerhof in sein Zimmer. Er sah aus wie ein Bauer, der seine alten Sonntagskleider zum Auftragen angezogen hat, und mit seinem schönen, von dichten weißen Haaren und weißem Bart umgebenen Kopf wie ein Apostel aus dem Oberammergauer Passionsspiel.

Als er Frau Aline Dobring erblickte, zuckten seine dichten buschigen Brauen und seine Mundwinkel zogen

sich wunderlich herab; aber mit einer Ruhe, unter welcher der Aristokrat und der Bauer zu verbergen wissen, was in ihnen vorgeht, sagte er völlig gleichmüthig:

„Die gnädige Frau hier! Müssen nur entschuldigen, daß es hier ein wenig wüst . . .“

„O nein, das entschuldige ich gar nicht“, fiel Frau Aline sich zu ihm wendend ein — „das ist die Schuld der Hausmägde, die sich mit dem Aufräumen mehr Mühe geben sollten. Und auch der Herrschaft, die für einen alten treuen Diener wie Sie sind, Westerhof, mehr Sorge haben sollte! Nicht einmal Vorhänge haben Sie; keinen Teppich unter ihrem Schreibtisch — und ein bequemerer Lehnsessel, als das lederne alte Ungethüm hier, könnte auch da sein für Sie. Für einen Mann, der sich ein langes Leben hindurch so geplagt hat! Ich will dafür sorgen, für alles das, Westerhof.“

„Sie sind zu gütig, gnädige Frau. Aber an den Ledersessel bin ich gewöhnt; einen Teppich würde ich, wenn ich von den Aeckern komme, sehr bald ruiniren, und was die Vorhänge angeht, so sind sie durch die hölzernen Laden ja überflüssig; wüßte nicht, was ich mit ihnen machen sollte, wenn Sie nicht etwa wünschten, daß ich sie Ihnen schön gelb anrauchte wie einen Meerschaumkopf.“

„Nun, wie Sie wollen“, versetzte Frau Dobring; „ich möchte nur gern etwas thun, um es Ihnen fühlbar zu machen, daß Sie unter das milde Scepter zweier Frauen gekommen sind, welche wissen, was sie Ihnen, Ihrer mühsamen täglichen Thätigkeit verdanken!“

Der Alte sah sie mit einem eigenthümlichen Seitenblick an; seine Brauen zuckten wieder wie eben, um seinen Mund aber flog ein Lächeln.

„Man thut eben seine Arbeit, gnädige Frau, und hat ja auch seine Existenz davon.“

„Zur Genüge?“

„Nun ja, so ziemlich.“

„Aber am Ende sehnen Sie sich doch sicherlich auch nach Ruhe und einem Ausgespanntwerden von so langjähriger Arbeitslast?“

„Nicht, daß ich wüßte, gnädige Frau.“

„Mit einer hübschen Pension natürlich. Wenn Sie in dieser Beziehung Wünsche haben, so vertrauen Sie mir sie nur dreist an. Ich werde Ihnen dann auch mein Vertrauen schenken.“

Westerhof's Augen zeigten ein eigenthümlich kluges Aufleuchten, und dann mit dem Kopfe nickend sagte er:

„Wenn das ist, gnädige Frau, wenn Sie mir etwas vertrauen wollen, so will ich Ihnen gern gestehen, daß ich die Last und Plackerei mit Vergnügen von mir ab-

thäte; aber Herr Dobring hat mir in seinem Testamente ja keine Pension ausgeworfen, und wenn ich gehe . . ."

„So sollen Sie eine Pension haben — ich verspreche es Ihnen — vierhundert Thaler jährlich — fünfhundert wenn es nicht genügt . . ."

„O, es genügt vollständig", fiel Westerhof mehrmals mit dem Kopfe nickend ein und sah Aline dann fragend an.

„Also, darauf mein Wort — ich verspreche es Ihnen. Und — Sie sehen mich jetzt an und wollen wissen . . ."

„Was Sie mir vertrauen möchten, gnädige Frau."

„Ich will es Ihnen sagen. Ich möchte, um allen Theilungsschwierigkeiten zu entgehen, Bartenstein verkauft sehen. Frau Markwort möchte es nicht. Sie liebt das Land. Sie möchte für immer hier bleiben. Ich nicht. Ich bin in der Stadt groß geworden und kann sie nicht missen."

„So theilen Sie, gnädige Frau. Ich habe es Frau Markwort bereits gerathen. Es sind ja eigentlich zwei Güter. Und wer sie getrennt bebaut, steht sich besser dabei, als bei dieser Vereinigung, weil die Bodenbeschaffenheit so verschieden ist, daß immer die Witterung, die Levenwolde zu Gute kommt . . ."

„Ich weiß, ich weiß. Aber wie ist da zu theilen? Der, welchem Bartenstein zufiele, erhielte immer den Löwenantheil. Es sollte Ihr Schade nicht sein, Westerhof, wenn Sie Frau Markwort zu meiner Ansicht brächten — und einen Käufer für die Besitzung ermittelten."

Westerhof strich sich mit der flachen Hand über den Scheitel.

„Einen Käufer!" sagte er. „Das würde schwer halten. Wer kauft ein solches Gut — wenn es nicht einem der Cavaliere gelegen ist. Und die lieben mehr, die Bauern und Kötter rings um sie her auszukaufen!"

„Güterhändler gibt es hier nicht?"

„Nein — unser Land hierorts ist uns noch keine Waare geworden. Güterhändler gibt es nicht, daß ich wüßte. Der einzige, der es kaufen könnte, wäre unser Nachbar, Herr Hunolt. Aber der" — Westerhof lächelte schlau, während er fortfuhr: „aber der würde, wenn er Lust hätte und Verlangen, es zu bekommen, wol auf wohlfeilere Weise es an sich zu bringen suchen."

„Auf wohlfeilere Weise? Was wollen Sie damit sagen, Westerhof?"

„Nun", meinte dieser — „man sprach ja davon, daß er jetzt, wo Frau Markwort hierher gekommen, sich die Gelegenheit zu einer hübschen Frau und einer schönen

Arrondirung von Sendenhof zu gelangen, wol nicht entgehen lassen werde . . ."

„Und darin, scheint es, hat man sich doch geirrt. Ich habe Herrn Hunolt noch mit keinem Auge hier erblickt."

„In der That . . . ein paar mal haben sich die Herrschaften gesprochen, dann auch ganz einträchtig den alten Maus in der Kapelle drüben gepflegt — seitdem aber . . ."

„Seitdem . . . in der That . . . sich nicht wiedergesehen?" fragte Frau Dobring aufhorchend. Ein Licht ging ihr auf. Sie wußte, auf wen sich Elsens Geständniß von vorhin bezogen! Zerstreut hörte sie dem zu, was Westerhof noch von Herrn Hunolt sprach. Sie bedurfte jedoch nicht langen Nachdenkens, um zu dem Entschlusse zu kommen, eine etwaige Wiederannäherung zwischen beiden gründlich zu verhindern. Daß Frau Else den Beistand und Rath eines klugen, geschäftskundigen, praktischen Mannes finde, lag durchaus nicht in Aline's Interesse!

Da ihr Westerhof in Beziehung auf einen Verkauf von Bartenstein durchaus keine weitern Hoffnungen geben wollte, ging sie endlich. Westerhof aber sah ihr nach — er fuhr sich durch den Bart, schüttelte den Kopf, und sagte dann, diesen Kopf langsam mit einem bittern Lächeln wiegend:

„So, so — daher all die Freundschaft — die Sorge für unsereins! Damit ich helfe, Bartenstein mir selber unter den Füßen fort zu verkaufen! Hab' sie aber doch kirre gemacht, daß sie wenigstens offen damit heraus=gerückt ist! Werde ihr schon einen Riegel davor=schieben. Werde schon sorgen! Sie will verkaufen! Sie! Will es der Mann denn auch, der ja noch gar nicht dagewesen ist, es erst sich anzusehen? Weshalb kommt er nicht? Ist's ihm nicht der Mühe werth? Ein Haus, ein Gut wie Bartenstein anzusehen? Sie will's verkaufen, bevor er, ihr Mann, noch einen Blick daraufgeworfen hat? Kann mich in die Sache nicht finden. Kommen mir wunderlich vor, diese Leute. Ist etwas faul dabei, etwas faul! Kein Mensch hier kennt sie, und wahrhaftig, bevor ich Bartenstein verkaufen lasse, sage ich, es sei alles Schwindel, sie seien gar die rechten Erben nicht, diese Frau und der unsichtbare Mann, der gar nicht zu Tage kommt.

„Ich will einmal zum Sendenhof hinübergehen und mit Dobbert und, wenn es sein kann, mit Herrn Hunolt über die Sache reden — will einmal hören, was Herr Hunolt davon meint!"

Aline ahnte nicht, welche Gedankenreihe sie bei dem alten Inspector hervorgerufen, indem sie ein so ver=kehrtes Mittel angewandt, durch äußerste Herablassung

sich ihn zu gewinnen. Um mit einem Bauer fertig zu werden, dazu gehören andere Schulen, als die, welche Aline in ihrem Leben durchgemacht. Sie ahnte nicht, daß die Vorstellung, den Rest seiner Tage unthätig und losgerissen von dem verkauften Bartenstein auf irgend= einem Zimmerchen in der nächsten kleinen Stadt ver= leben zu sollen, abhängig von der richtigen Zahlung einer kleinen Pension, ihn ihr gründlich zum Feinde ge= macht hatte! Was wußte auch sie davon, daß es Menschen gibt, welche den Boden, den sie durch lange Jahre bebaut haben, lieben, und Gemüther, deren Wurzeln gleichsam tief eingedrungen sind in das Erd= reich, mit dem sie, so lange sie denken können, ihre „liebe" Noth hatten! —

Elftes Kapitel.

Im Walde.

Das Städtchen Merschheim, welches so glücklich ist, an der Seite, nach welcher hin Sendenhof und Bartenstein liegen, den Bahnhof einer Eisenbahn zu besitzen, hat nach der andern, der nordwestlichen Seite hin, eine Waldnachbarschaft von seltener Schönheit — einen stundenweit sich erstreckenden Forst mit dem schönsten Eichen- und Buchenbestande, und im Schose dieser prächtigen grünen Laubwelt noch obendrein ein nicht ganz unberühmtes Bad, einen für allerlei Uebel rheumatischer alter Herren empfehlenswerthen Gesundbrunnen, der von den Provinzbewohnern und ihren Nachbarn doch nur mäßig besucht wird. Mäßig, aber doch hinreichend, um das Vorhandensein einiger Gebäude zu rechtfertigen, wie sie für die Unterbringung, die Verpflegung und die Unterhaltung von Curgästen nothwendig sind — eines Gasthauses, eines Conversationshauses mit den obligaten Einrichtungen eines Logirhauses und eines Musikpavillons,

welcher die merschheimer Musikkapelle, wenn sie an bestimmten Wochentagen mit ihrem Blech in den Wald rückt, vor jenen infernalischen Regengüssen schützt, mit welchen der Himmel in Hinterdeutschland nun einmal so verschwenderisch ist, als ob er in ewiger Angst sei, es könne diese seine schöne Welt ihm an Trockenheit zu Grunde gehen.

Rund umher um die erwähnten Einrichtungen ziehen sich breite Schlangenwege durch Rasen- und Blumenanlagen und verlaufen sich weithin in den Wald, in dessen Tiefen sie verschwinden. Das Ganze ist ein fürstliches Besitzthum, dessen Eigenthümer über der Pflege und würdigen Erhaltung desselben wacht, wenn er dabei auch Opfer zu bringen hat, da der Besuch, wie gesagt, sich nur schwach einzustellen pflegt.

In diesen Waldgründen, da, wo sie am stillsten waren und unter einer riesigen, ihr Alter nach Jahrhunderten zählenden Eiche, saß ein junger Mann auf der ländlichen, am Stamme angebrachten Bank. Er hatte sich darin zurückgelehnt, sein Kopf mit dem reichen Blondhaar lehnte an der harten zerrissenen Rinde, seine Hände ruhten müßig im Schos, es war, als ob er die Pose der heiligen Genoveva auf dem bekannten Bilde Sohn's nachmachen wollte. Etwas von dem andächtigen seelenvollen Blicke der Heiligen lag auch in

dem Ausdruck, womit er aufblickte in die laubigen Zweige, welche sich über ihn erstreckten; still bewegt und ergriffen, als ob er aus dem Flüstern der Blätter der Gottheit Stimme vernehme. Sonst aber deutete freilich nichts in und an ihm auf irgendeine Verwandtschaft oder Beziehung zu einer Heiligen. Er war ein sehr hübscher, blühend aussehender junger Mann von einigen zwanzig Jahren, trug einen eleganten Sommeranzug von hellem Stoff, und hatte einen gelben Panamahut wie übermüthig neben sich auf den Boden geworfen; auf der Bank neben ihm lag ein aufgeschlagenes Buch, aus dem sehr viele Lesezeichen hervorblickten.

Nach einer Weile richtete er sich auf und nahm seufzend das Buch zur Hand. Aber er öffnete es nicht, sondern betrachtete es, als ob ihm der Einband zu denken gebe und las den Rückentitel, als ob dieser eine sehr lange und sehr zu beherzigende Gedankenreihe in ihm wecke. Vielleicht stellte er auch eine tiefsinnige Betrachtung an über das, was überhaupt ein Buch sei und welche Rolle es in der Welt spiele, und welcher Mikrokosmus in ihm stecke, und welcher Auszug und Inbegriff des Geisteslebens der Menschheit vom ersten Erwachen ihres Bewußtseins an zwischen zwei solchen Pappdeckeln stecken könne. Tief ergriffen mußten ihn

derartige Gedanken, wenn er ihnen nachgehangen, jedoch nicht haben — denn er brach sie jetzt plötzlich mit einem recht herzlichen Gähnen ab, und dann schlug er sein Buch auf, gähnte noch einmal und las sich halblaut die sinnigen Worte: do ut des, do ut facias, facio ut des, facio ut facias, als ob er sie tief in sein betrachtungsvolles Gemüth einprägen wolle, vor.

In diesem Augenblicke vernahm er leise Schritte zu seiner Rechten daherkommen und aufblickend sah er, wie sich ihm eine Erscheinung näherte, die in den einen Badeort umgebenden Anlagen nichts Auffallendes haben konnte und doch einen solchen Contrast mit der stillen Abgeschiedenheit des Waldplatzes, dem einsiedlerhaften Träumen und dem friedlich entsagungsvollen Erwägen der mystischen Formel do ut des, welchem der junge Mann sich hingab, bildete, daß dieser sie wie eine traum=geborene Gestalt anstarrte. Aber dann auch um desto verlegener auffuhr, als sie, freilich mit einem zögern=den Schritt, direct auf ihn zuging und vor ihm stehen blieb.

Es war ein junges Mädchen von einigen zwanzig Jahren höchstens und sie war sehr hübsch. Nein, mehr als das, sie war schön, aber keine blendende Schön=heit, sodaß man sofort den Eindruck davon hatte — ihre Schönheit wollte erkannt sein. Sie hatte so merkwürdig

tiefe, einen weichen seelenhaften Glanz besitzende braune Augen und so bezaubernde lange schwarze Wimpern darüber, und eine so schön geformte klare Stirn, und einen reizenden, fein gezeichneten weichen Mund, der eine ganze Seelengeschichte schien erzählen zu können. Im ganzen hatte der junge Mann, indem er betroffen in dies liebliche Gesicht sah, den Eindruck von etwas Fremdartigem, Ausländischem — aber sehr unbestimmt; die junge Dame war ja auch ganz einfach, landesüblich gekleidet, in einem bescheidenen gelbbraunen Morgenanzug, von dem nicht einmal zu sagen war, daß er dem allerneuesten Modeschnitt entsprach.

Sie trug in der einen Hand ein Buch, das aber lange nicht so gewichtig wie die Pandektenausgabe in der Hand des jungen Mannes war, in der andern einen Sonnenschirm.

„Ich bitte", sagte sie vor jenem stehen bleibend, und es war ein so wohllautendes klangreiches Organ, mit dem sie es sagte, daß es den Angeredeten vollends verwirrt machte — „ich bitte, zeigen Sie mir, welchen Weg ich einschlagen muß, um wieder zum Logirhause zu gelangen. Ich habe ganz die Richtung verloren."

„Sie müssen sich links halten, Fräulein", versetzte der junge Mann — „immer links — aber nein, an der weißen Buche zweigt sich der Weg nach rechts ab —

erlauben Sie mir, ich will lieber bis zur weißen Buche mit Ihnen gehen, es ist sicherer."

Er nahm sein Buch unter den Arm und raffte seinen Hut auf. Sie warf einen scheu prüfenden Blick auf ihn, wie ungewiß, ob sie sich die Begleitung gefallen lassen solle oder nicht — das Aeußere des jungen Mannes schien sie dann zu beruhigen — vielleicht halfen auch die ehrwürdig aussehenden Pandekten dazu mit.

„Der Wald ist sehr groß", sagte er, „wer sich auf den verschlungenen Pfaden zu weit hineinwagt, verirrt sich leicht."

„Und doch verlockt er dazu; er ist so schön, der Wald", versetzte sie — sie sprach das mit einem ein wenig fremd klingenden Accent, sodaß ihr Begleiter sich fragte, welchem Theil von Deutschland sie angehören könne, ohne darüber ins Klare zu kommen. Ihr Gang, wie sie an der Seite des zuvorkommenden Wegweisers dahinschritt, hatte etwas Eigenthümliches; sie trat nicht auf mit dem elastischen Schritt der auch darin geschulten Dame, sondern regte die kleinen Füße, von denen nur die Spitzen bronzefarbener Stiefelchen sichtbar wurden, wie ein müdes Kind, das sich bestrebt, mitzukommen. Es war etwas Weiches oder besser Hülfebedürftiges und etwas Rührendes, in dieser Art

zu gehen; der junge Mann hatte diesen Eindruck unbewußt, als ihm der Wunsch kam, ihr seinen Arm zu bieten, was er natürlich nicht wagte. Aber sicherlich war sie gewohnt, geführt zu werden. Vielleicht auch viele und weite Wege zu Fuße zu machen, hätte man denken können, wenn sie nicht eine junge Dame gewesen wäre.

„Der Wald ist sehr schön", hatte der junge Mann geantwortet; „er ist auch deshalb sehr berühmt. Ich könnte Ihnen eine Gruppe Eichen zeigen, wie Sie mächtigere Bäume sicherlich nie gesehen haben."

Das junge Mädchen lächelte.

„Glauben Sie?" sagte sie wie ironisch.

„Ganz sicherlich, Fräulein", fiel der junge Mann den der Unglaube an seine Behauptung in Eifer zu versetzen schien, lebhaft ein. „Es kommen Maler her, diese schönen Bäume zu skizziren, und alle Badegäste versichern, daß sie größere Waldriesen nie gesehen."

Dem jungen Mädchen schienen diese Waldriesen dennoch nicht zu imponiren. Als ihr Begleiter die Gegend des Forstes, worin sie sich befänden, beschrieben, antwortete sie, ohne das geringste Verlangen zu verrathen, diese Baumriesen zu sehen:

„Das Beste an den deutschen Wäldern ist, daß sie

so harmlos sind — daß man sich ohne alle Gefahr sogar darin verirren kann, wie ich eben heute. Hier ist der Wald wirklich", setzte sie, als ob sie die Bemerkung mehr für sich mache, hinzu — „hier ist der Wald wirklich wie ein feierliches friedliches Gotteshaus."

„Die italienische Macchia", fiel, begierig, wie es schien, mit seiner Bildung zu glänzen, der junge Mann ein, „ist es freilich nicht; wir sind hier ganz ohne Brigantaggio — gottlob!"

„Waren Sie in Italien?"

„Nein."

„Sie machten wol noch keine Reisen?"

„Zur Universität — Heidelberg, München . . ."

Sie lächelte. „Das ist ein Anfang", sagte sie.

„Und Sie, Fräulein?"

„O! doch. In den letzten Jahren. Man reist so leicht jetzt. Der Suezkanal hat viel erleichtert."

„Der Suezkanal!" sagte der junge Mann mit einem naiven Ausdruck von Verwunderung über solchen Gedankenflug, was nun doch das junge Mädchen zu amusiren oder sonst sie zu größerer Mittheilungslust zu bewegen schien. Wenigstens antwortete sie:

„Ich war in Indien."

„In Indien! Und in Aegypten dann auch wol?"

„Auch in Aegypten. Bis zu den Nilfällen hinauf. Kennen Sie «Hypatia»? Nein? Da ist die Stromfahrt sehr gut beschrieben. Lesen Sie es. Es ist sehr schön!“

„Und von dort, wenn ich fragen darf“, sagte ihr Begleiter gespannt, „kamen Sie — hierher?“

„Nicht direct. Wir waren in Tanger seitdem, auch in Spanien — mein Onkel und ich!“

„Ach — in Tanger — in Spanien. Sie sahen auch die Alhambra?“

„Gewiß.“

„Ich habe immer eine unbeschreibliche Sehnsucht gehabt, die Alhambra zu sehen.“

„Weil Sie Washington Irving's Schilderung gelesen? Lassen Sie sich dadurch nicht blenden. Ihr heidelberger Schloß gefällt mir ebenso wohl. Aber freilich, die weltgeschichtlichen Gedanken, in welche das zerbrochene alte Maurenschloß uns führt, sind ergreifender und mächtiger als die, welche die zerbrochene alte Pfalzgrafenburg in uns weckt... Die Alhambra ist viel kleiner und doch — größer!“

Das wachsende Erstaunen, womit der junge Mann dies „Mädchen aus der Fremde“ betrachtete, schien ihre Heiterkeit zu wecken. Sie sah ihn mit einem sehr wohlwollenden Lächeln von der Seite an und dann sagte sie:

„Sie werden jetzt sagen, daß Sie mich beneiden, ein so schönes Stück der weiten Welt gesehen zu haben."

„Ich war allerdings im Begriff das zu sagen. Aber da sie mich darauf aufmerksam machen, daß es eine banale Phrase wäre, sage ich lieber: Ich beneide Sie nicht, bevor ich nicht weiß, unter welchen Verhältnissen Sie so weite Reisen machten."

„Darin haben Sie sehr recht. Darauf kommt alles an — und auf das Naturell, welches man hat, ob man leicht oder nicht leicht Mühseligkeiten und Entbehrungen, die damit verknüpft sind, überwindet! — Ist das dort die weiße Buche?" fügte sie, auf einen großen breitästigen Stamm vor ihnen deutend, hinzu.

„Noch nicht", versetzte er, gespannt, um von ihr ein Wort über die Verhältnisse, unter denen sie ihre Reisen gemacht, und das Naturell, mit dem sie den Mühseligkeiten derselben entgegengegangen, zu vernehmen. Aber sie schwieg darüber, was denn ja auch nicht anders als zu erwarten war; eine Weile schritten sie beide schweigend nebeneinander her, bis der junge Mann die Frage wagte:

„Unser stiller Badeort wird Sie dann auch wol nicht lange fesseln, wenn Sie so ans Wandern gewöhnt sind."

„Doch — einige Zeit. Mein Oheim benutzt das Bad, hat auch Geschäfte hier", versetzte sie.

„Ach, das ist schön", fiel er eifrig ein und in der Befriedigung darüber den kleinen Gewissensdruck vergessend, mit dem er versichert hatte, es sei nicht die weiße Buche — sie war es in der That gewesen, und die Fremde konnte den Weg jetzt gar nicht mehr verfehlen. Aber er war ihr zur Seite geblieben und sagte lebhaft: „Das ist schön. Sie werden dann auch sehen, wie hübsch belebt der Wald am Sonntag wird; die bessern Familien der ganzen Nachbarschaft strömen dann zu dem Brunnen, die Musikkapelle ist ganz leidlich und gewöhnlich schließt der Abend mit einem ländlichen Balle der jüngern Leute im Conversationshause. Aber so etwas interessirt Sie wol kaum, Fräulein — die Vergnügungen einer so kleinen Welt, wenn man die weite große kennt...?"

„O!" fiel sie ein — „die große Welt... glauben Sie, daß sie abstumpfte gegen die Vergnügungen der kleinen? Gewiß nicht — man lernt da erst recht den Werth der letztern schätzen."

„Sodaß Sie theilnehmen würden an unsern kleinen Ballvergnügen?"

„Weshalb nicht? Ich tanze sehr gern. Nur muß

man ein wenig Geduld mit mir haben — in dem deutschen Walzer bin ich völlig ungeübt."

„Sie werden es bald lernen", rief erfreut der junge Mann aus, der sich im Geiste schon mit ihr über das gebohnte Parket des Conversationssaales dahinwirbeln sah — er fand es entzückend, daß dies junge Mädchen, welches Indien gesehen, zu den Pyramiden aufgeblickt, welches von Hypatia (der Name lag gänzlich jenseit seines Horizontes) und von ihren weltgeschichtlichen Gefühlen auf den Zinnen der Alhambra redete, daß sie ganz offen und naiv gestand: Ich tanze sehr gern. Es lag für ihren Begleiter etwas so Erwärmendes in dem Wort, etwas, das, ohne den Zauber, den ihre Erscheinung auf ihn übte, irgend zu mindern, sie ihm doch so viel mehr „menschlich nahe brachte —" er hätte frohlockend beinahe sie um den ersten Tanz beim folgenden Sonntagabendball gebeten, wagte es aber dennoch nicht; sein natürlicher Takt hielt ihn ab.

Sie fragte nun gar mit der liebenswürdigsten Offenheit nach der Toilette, in welcher die Damen auf diesen ländlichen Bällen erschienen, und er war sehr eifrig bemüht, ihr klar zu machen, wie bescheiden und leicht erfüllbar die Ansprüche seien, welche in dieser Beziehung von der Gesellschaft erhoben würden. Sie hörte mit augenscheinlichem Interesse zu — bis sie plötz-

lich vor der großen Rasenfläche standen, jenseits welcher die Gebäude der Badeanlagen sich erhoben.

Das junge Mädchen blieb stehen und ihren Sonnenschirm aufspannend, sagte sie:

„Da ist ja schon das Logirhaus — ich bin beschämt, daß ich so weit Ihre Güte in Anspruch genommen habe. Ich danke Ihnen herzlich."

„Ich hoffe, Sie also wiederzusehen, Fräulein", versetzte er — „spätestens am Sonntag!"

„Vielleicht — es ist möglich. Ich danke Ihnen in der That für Ihre Güte! Adieu!"

Damit und mit einer freundlich herablassenden kurzen Verbeugung wandte sie sich und ließ ihren Begleiter stehen.

Dieser blickte ihr nach, betroffen und mit einer ganz bestürzten Miene. Vor seinen Augen flimmerte etwas, etwas sehr Glänzendes, Goldenes und doch so unangenehm Störendes, daß er in diesem Augenblicke von ihrer ganzen Gestalt nur dies fatale Geflimmer noch vor den Augen hatte.

Es war ein schlichter Goldreif, der am Ringfinger ihrer linken Hand glänzte und den er erst wahrgenommen, als sie mit dieser Hand, von welcher der Handschuh gestreift war, den Sonnenschirm aufgespannt hatte.

„War sie verlobt?" Das war doch die symbolische

Bedeutung solch eines Ringes an der linken Hand! Seltsam, daß diese Frage den jungen Mann so bestürzt machte. Was ging es ihn an! Nicht mehr als die Tempel Indiens, die Nilfälle, die Säulen des Hercules und die maurischen Königsschlösser, welche sie gesehen hatte! Er war auch einsichtig und verständig genug, sich dies selbst zu sagen. Aber sehr erregt von der Begegnung, mit einer noch nie empfundenen Wärme des Enthusiasmus für ein fremdes Menschenkind, verließ er die Badeanlagen und schritt heim dem Städtchen Merschheim zu.

In diesem war es ein freundliches, neugebautes, zur Seite eines geräumigen Gartens liegendes Haus in einer der Hauptstraßen des Ortes, welches er aufsuchte. Als er es vor sich liegen sah, schritt er ihm rascher zu und sprang die kleine Treppe, welche in den einzigen über Souterrains liegenden Stock führte, hinauf. Es drängte ihn, sein kleines Abenteuer seiner Schwester Melanie zu erzählen.

Seine Schwester Melanie war die Gattin der ersten Respectsperson im Orte, des Amtsrichters Robert Lindhorst. Sie war eine schöne und kluge Frau von ungewöhnlicher Bildung und ward neidlos als der Stern der merschheimer Gesellschaft anerkannt. Der junge Mann war ihr jüngster Bruder, an dem sie mit großer

Zärtlichkeit hing; sie hatte ihn aufgefordert, bei ihr den Sommer zuzubringen, den er der Zurückgezogenheit und stillen Einkehr in sein gelehrtes Selbst zu widmen hatte, um sich zu seinem letzten großen Examen vorzubereiten. Da er Jurist war, gewährte es obendrein ihrem Gatten eine große Befriedigung, ihm bei seinen Studien förderlich und nützlich sein zu können. So war denn Emil Spangenberg bereits seit zwei Monaten in Merschheim bei den Verwandten, der intensiven Thätigkeit hingegeben, welche der Staat von seinen Aspiranten fordert, und in der seine Schwester etwas Mitleidswürdiges erblickte: „Ihr Aermsten", sagte sie, „die ihr alle für euern Weg durchs Leben dieselbe ungeheuere Gepäckmenge mitnehmen sollt, und doch so verschiedene Koffer, um sie aufzunehmen und unterzubringen, in euern Köpfen habt!"

Als Emil in das Wohnzimmer trat, fand er einen Fremden dort, der Melanie gegenüber in der Fensterbrüstung saß, während sein Schwager Robert vor sich auf dem Tische, an dem er Platz genommen, ein Actenheft liegen hatte, über welches fort er dem Gespräche der beiden zuhörte. Da Robert Emil bei seinem Eintreten nicht vorstellte, wol um die Unterredung nicht zu stören, setzte sich der letztere still in eine Ecke und betrachtete die ziemlich auffallende Erscheinung des

Fremden. Es war ein starker breitschulteriger Herr mit einem großen häßlichen, von Pockennarben entstellten Gesicht, ohne jeglichen Bart; auch sein großer Mund war unschön, er war der eines Mannes, welcher viel redet und dessen Mund dadurch etwas Fatiguirtes, Abgenutztes bekommen hat; aber offen, gutmüthig, beinahe ein wenig einfältig sah der Mann aus, und auch seine Kleidung mußte Vertrauen erwecken, denn sie verrieth mit ihrem Schwarz, mit ihrem Schnitt den Diener der Kirche.

Emil fiel der Hut auf, den er auf einen Stuhl neben sich gelegt; er hatte einen sehr breiten Rand und zwischen diesem und der Kappe waren schwarze Litzen gespannt wie Stricke an einem Schiffsmast. Als Emil auf das Gespräch seiner Schwester mit dem Fremden hinhorchte, vernahm er zu seiner Ueberraschung, daß auch dieses sich um so weltenweit entlegene Orte bewegte, wie sie das junge Mädchen im Walde genannt hatte.

„Er war in Kalkutta allgemein beliebt, geachtet und wohl angeschrieben. Der Vicekönig selbst hatte ihn sehen wollen und empfangen", sagte der Fremde, der das Deutsche mit einer auffällig englischen Betonung sprach. „Der Vicekönig hatte sich von ihm über seine Reiseabenteuer berichten lassen, damals als er von

Lhassa zurückgekehrt war. Hätte er nur die Energie besessen, damals das Eisen zu schmieden, als es heiß war, man hätte ihm auch einen Regierungsposten, eine Anstellung an dem großen Institut im Fort Williams gegeben — in einem College wie in Deccan hätte er jeden Augenblick wieder eintreten können. Aber das letztere wollte er nicht, und etwas Besseres zu erreichen, schlug er nicht die Wege ein — die Energie fehlte, die Energie, das war immer sein Fehler... in seiner Gedankenwelt leben, in Buddha-Mystik sich versenken — nun ja, das ist ja recht schön, aber daneben soll der Mensch auch seine Arme rühren, um die Früchte vom Baume des Lebens zu pflücken, denn von selbst fallen nur die überreifen, die faulenden uns armen Knechten des Herrgotts in den Schos. Die Jungfrau, welche in der Kaukasushöhle von einer Schlange verschluckt wurde, streckte beide Arme aus; deshalb konnte das Ungethüm sie nicht weiter in seinen Schlund ziehen und der Bruder des Mädchens konnte herbeieilen, sie zu retten: so mag der Mensch sich auch von irgendeiner Schlange der Leidenschaft erfassen lassen, aber damit sie nicht sein Leben tödte, bedarf er seiner Arme, der geistigen Arme, welche da sind Energie und Willenskraft! — Es mochte dann ja auch hinzukommen, daß er sich nach Europa zurücksehnte und den Druck seines

Werks über seine Reise nach Lhassa in London selbst leiten wollte; er setzte so große Hoffnungen auf den Erfolg dieses Werks in Europa!“

„Sie trennten sich dann, Sie reisten von Kalkutta ab und fanden erst nach Monaten eine Nachricht von ihm — in London? Beunruhigte Sie dies nicht?“ fiel hier Melanie dem eifrig redenden Manne ins Wort.

„Erst nach Monaten gelangte eine Nachricht von ihm zu uns — über London, nicht in London.

„Es beunruhigte mich und beunruhigte meine Nichte allerdings; aber was wollen Sie? In solcher Unruhe um die Seinen zu leben, ist ein Mann meines unsteten Berufs nun einmal gewohnt.

„Wir trennten uns in Kalkutta — er ging mit einem Schiff, das die italienischen Häfen anlief, denn er wollte im Interesse seines Werks über Rom gehen; er wollte einen religionsphilosophischen Excurs darin aufnehmen über die verwandten Erscheinungen des Lamaismus und des Pontificats und ihre verschiedene historische Entwickelung auf Grund analoger Ideen. Ich ging mit meiner Nichte über Malta und Gibraltar. Für unsere Correspondenz hatten wir uns eine londoner Adresse gegeben, eine zuverlässige Geschäftsadresse, unter der er uns zuerst von Italien, von Rom aus schreiben wollte: wir hofften bei unserer Ankunft

in London bereits einen Brief von ihm vorzufinden. Nun trat aber in Malta das Unvermuthete ein, daß unser dortiger Agent mir Weisungen unsers Vorstands-comité übergab, die meiner bei ihm harrten — ich solle nicht direct nach London zurückkehren, sondern über Tanger, und dort die Geschäfte unserer Agentur und Mission übernehmen, bis für Tanger ein neuernannter Missionar reisefertig sei, der mich abzulösen kommen werde."

„Sie haben auch in Tanger eine Mission?" fragte hier der Amtsrichter.

„Sicherlich — die Mission für Nordwestafrika ist eine unserer wichtigsten, thätigsten."

„Und wirkt mit Erfolg unter Arabern, Berbern, Juden?"

„So viel, wie der Herr ihr gönnt", antwortete der Fremde mit einem frommen Aufschlag der Augen — „wir thun dort eben wie überall, was wir vermögen und der Herr zuläßt!"

„Und blieben Sie lange in Tanger — mit Ihrer Nichte?" fragte, in den Bericht des Mannes über seine Schicksale wieder einlenkend, Melanie.

„Bis in den dritten Monat", versetzte der fremde Herr. „In all dieser Zeit erhielten wir keine Briefe; denn meine Benachrichtigung an meinen londoner Corre-

spondenten, unter dessen Adresse mir Georg Dobring schreiben sollte, mein Auftrag an ihn, mir die einlaufenden Briefe nach Tanger zu senden, war von diesem nicht beachtet worden; er hatte sie bei sich liegen lassen, bis endlich der mich ablösende Agent kam, der mir alles mitbrachte. Es waren nun darunter zwei höchst überraschende Schreiben von Georg Dobring, einer an mich und der andere an Lucie, meine Nichte, beide vom selben Tage von Rom aus geschrieben — Georg meldete mir, wie ihm eben von einem Freunde, auf den er dort gestoßen, die erfreuliche Kunde geworden, daß er — nach Aufforderungen, welche die Zeitungen enthalten — der Erbe der Hälfte des Gutes Bartenstein im Kreise Bladenau hier im Lande geworden; daß ihn dies in einen großen Jubel versetzt, weil nun nichts seiner Verbindung mit Lucie mehr entgegenstehe, und daß er nun zunächst über den Brenner durch Tirol nach diesem Orte gehen werde, um sein künftiges Eigenthum in Augenschein zu nehmen; er werde seine römischen Studien abkürzen, soviel er könne, obwol sich ihm die Masse des zu Ueberwältigenden dort in ungeahnter Weise entgegendränge. Um uns nun desto eher zu begegnen, bitte er mich und Lucie, ihm baldmöglich nach Bartenstein entgegenzukommen, und gebe mir Vollmacht, mich dort, falls er selbst bei meiner Ankunft noch nicht

eingetroffen, zu installiren und seine Rechte wahrzunehmen — er freue sich herzlich auf das Wiedersehen dort. Sie können sich nun vorstellen, wie auch uns diese Kunde freudig überraschte und wie wir nicht säumen wollten, seiner Aufforderung zu entsprechen. Wir reisten von Tanger mit dem nächsten Schiff, das in Spanien anlegte, nach Cadix, wo wir landeten, und gingen durch Spanien nach Paris; ich hatte dort erst Gelegenheit, mich über die eigentliche Lage des Kreises Bladenau zu orientiren und über die weitere Reise klar zu werden. Ich sah, daß wir am besten thaten, durch Belgien zu gehen, und über Brüssel, Köln sind wir denn auch glücklich hier angelangt."

„Um hier auf eine so unerwartete, für Ihre Begleiterin niederschmetternde Nachricht zu stoßen ..." fiel Melanie ein.

„So ist es, verehrte Dame", sagte der schwarze Herr. „Eine für das arme, so tief empfindende, vom Schmerz des Lebens noch ganz unberührte junge Mädchen vernichtende Nachricht, die verwüstend in ihre jungfräuliche Seele fallen wird, verhängnißvoll für ihr ganzes Leben, ihr ganzes vergälltes und verbittertes Dasein, ihre verdorbene, vernichtete Zukunft, wenn sich der Herr nicht ihrer annimmt!"

„Sie ahnt nichts, Sie haben sie noch mit keinem Worte vorbereitet?“

„Mit keinem Worte! Woher soll ich die Worte für solch eine Eröffnung nehmen? Welch eine Aufgabe ist es für mich! So etwas ihr sagen zu müssen! So etwas! Herr, deine Wege, so du uns führst, sind dunkel, und wenn auch über ihnen für das gläubige Gemüth ein Stern glänzt, dem wir zugeleitet werden, so ist es doch hart, daß wir seinen trostreichen Lichtschein nicht greifbar leuchten sehen über unserm Haupt!“

Der Fremde schlug in großer Verzweiflung seine beiden flachen Hände auf seine Knie und schüttelte wie ganz muthlos zu Boden blickend den Kopf.

Frau Melanie blickte eine Weile mitleidig und nachdenklich auf ihn nieder.

„Also von der Wirthin im Goldenen Löwen erfuhren sie am gestrigen Abende gleich nach Ihrer Ankunft die Thatsachen?“ fragte sie dann weiter forschend.

„So ist es. Wir waren angekommen, hatten uns ein paar Zimmer anweisen lassen, Lucie bleibt auf dem ihrigen zurück, sich zu erholen und umzukleiden — ich gehe in die Gaststube hinab, um mir eine kleine Erfrischung verabreichen zu lassen. Die Wirthin glaubt mir dabei Gesellschaft leisten zu müssen, beginnt zu plaudern, ich frage sie, wie weit der Weg sei bis zu

dem Hause Bartenstein, das in der Nachbarschaft liegen müsse und ob ich am andern Tage einen Wagen dahin haben könne — da schaut die Frau neugierig auf und frägt, ob ich gar der Herr Dobring sei, der neue Gutsherr, der nun auch endlich seiner Frau nachkomme; die Frau, eine sehr liebe, hübsche, noch ziemlich junge Dame sei schon vor Wochen angekommen und sei auch im Goldenen Löwen abgestiegen und über Nacht da geblieben... ich frage überrascht und betroffen:

„Wer, eine Frau Dobring? und erhalte nun die räthselhafte Antwort: Allerdings, ja, die Frau des Herrn Georg Dobring, der von dem alten Herrn auf Bartenstein, zusammen mit seiner Cousine, Frau Markwort, zum Erben eingesetzt sei... eine Frau, die aus Italien oder irgendwo daher gekommen und auch auf dem Amtsgericht gewesen sei mit Frau Markwort zusammen und mit ihren Papieren und Nachweisen, und die nun, wie man höre, erwarte, daß ihr Mann, der Herr Dobring, ihr nachkomme... das sagt mir diese Frau, die Wirthin, und ich, ich stehe versteinert, rathlos, hülflos wie ein Kind vor solchen Dingen da!"

„Es mußte allerdings Sie treffen wie ein Schlag!" sagte Frau Melanie voll Theilnahme.

„Das that es in der That, und ich hatte Mühe, meine Gedanken so weit zu sammeln, daß ich einen

Entschluß über die nächsten Schritte, welche ich zu thun habe, fassen konnte. Das erste war, daß ich zu verhindern hatte, daß nicht Lucie so unvorbereitet und plötzlich, wie es mir geschehen, von dieser Nachricht überfallen werde; daß ihr dieselbe Nachricht, die mir so unerwartet geworden, von diesen Wirthshausleuten nicht kundgethan werde — und da fiel mir zum Glück die nahe Badeanlage ein, von der ich auf der Reise im Eisenbahncoupé in meinem Reisehandbuch gelesen — ich erkundige mich also danach und verlege noch am gestrigen Abend, als ob ich ganz allein um des Bades willen hergereist gekommen, unsern Aufenthalt dahin; Lucie ist auch ganz einverstanden, daß wir dort angenehmer wohnen als in dem Gasthof der kleinen Stadt, und daß wir dort erst die nöthigen Erkundigungen und Ermittelungen über diese Erbschaftssache anstellen, bevor wir uns auf dem Gute einstellen. An diesem Vormittag aber ist es mein erstes, hierher in die Stadt zurückzukehren, um bei dem Herrn Amtsrichter zuverlässige Aufklärungen zu erhalten, wie die Sachen sich verhalten ...“

„Und diese habe ich Ihnen leider nur mit der Bestätigung dessen, was die Wirthin vom Goldenen Löwen Ihnen erzählt hat, geben können“, fiel der Amtsrichter Lindhorst ein; „hier in den Acten über die Dobring'sche

Nachlaßsache haben Sie es gesehen — die Frau Markwort ist auf dem Amtsgericht erschienen, um eine sie begleitende Dame als Frau ihres nun endlich gefundenen Miterben vorzustellen; diese hat sich als von ihrem Gatten Georg Dobring legitimirt, seinen Theil der Erbschaft in Besitz zu nehmen, ausgewiesen, und Frau Markwort hat beantragt, ihr die Caution zurückzustellen, welche sie deponiren müssen, als ihr die ganze Erbschaft ausgehändigt worden sei, womit Frau Georg Dobring, jetzt in den Besitz ihrer Hälfte getreten, sich einverstanden erklärt hat. Dem Gesuch ist stattgegeben, die Caution wird in diesen Tagen Frau Markwort wieder ausgehändigt werden und für das Gericht ist die Angelegenheit damit erledigt. Die Legitimation der Frau Georg Dobring haben Sie in diesen Acten ebenfalls selbst gesehen ..."

„Und hat diese Frau", fragte Melanie Lindhorst hier, „dir über sich selbst nichts weiter angegeben?"

„Mein Gott", entgegnete der Amtsrichter, „es würde sehr indiscret gewesen sein, wenn ich eine solche Dame mit weitern Fragen, als sie mir amtlich oblagen, belästigt hätte. Aus den von ihr zur Legitimation vorgelegten Papieren, welche hier den Acten beigefügt sind, kannst du dich selbst unterrichten, daß sie eine adoptirte Fräulein von Steckenreut aus einem Orte, der, denk'

ich, in Baiern liegt, ist; daß sie sich ganz kürzlich in Brixlegg in Tirol mit Georg Dobring verheirathet hat; es ist das Trauzeugniß eines dortigen katholischen Pfarrers da; und was Georg Dobring angeht, so hatte er für sie eine notarielle Vollmacht ausstellen lassen, ihn in allen seinen Rechten zu vertreten; auch sein Taufzeugniß und Heimatschein und Militärpapiere, dazu ein in englischer Sprache ausgestelltes Decret, welches ihm eine Lehrerstelle in Indien überträgt — du kannst das alles in den Acten hier finden — sind von der jungen Frau zur Legitimation ihres Gatten beigebracht."

„Sodaß also die Thatsache mit einer verzweiflungsvollen Klarheit vorliegt", sagte Frau Melanie. „Herr Georg Dobring hat seinen Aufenthalt im Süden nicht blos zu religionsphilosophischen Studien benutzt, sondern auf der Reise irgendwo sein wankelmüthiges Herz an dieses Fräulein von Steckenreut verloren und sie auf dem Fleck mit einer ganz wunderbaren Hast geheirathet! Daß er so schändlich seine Verpflichtungen gegen Ihre arme Nichte vergessen, ist freilich empörend — aber ein wenig mag ihm zur Entschuldigung dienen, daß er so lange Zeit während Ihres Aufenthalts in Tanger keine Silbe von ihr vernahm und sich auch von ihr ein wenig vergessen glauben konnte."

„Auffallend ist nur", fiel der Amtsrichter ein, „daß

er noch immer nicht selber hier erschienen ist, daß er kein Verlangen trägt, bei der eben ihm angetrauten jungen Frau zu sein, seine Erbschaft zu sehen..."

„Das erklärt sich", rief lebhaft und zornig der fremde Herr aus, „meines Erachtens sehr gut — und zwar aus einer offenbaren Feigheit — er hatte mir geschrieben, ich solle auf seinem Gute mich mit ihm begegnen — jetzt hat er die elendigste Angst vor dieser Begegnung mit mir, und hält sich im Hintergrunde, bis ihm sein junges Weib gemeldet hat, daß ich da gewesen und wieder abgezogen, oder bis es überhaupt nicht mehr wahrscheinlich ist, daß ich und Lucie noch kommen!"

„Es ist das allerdings eine genügende Erklärung seines Fernbleibens", versetzte der Amtsrichter, und seine Gattin sagte jetzt:

„Ich habe nun freilich über die Verhältnisse, um welche es sich handelt, alles Licht erhalten, und es scheint dabei wenig mehr räthselhaft. Herr Georg Dobring hat sich eben von dem Zug des Herzens als «des Schicksals Stimme» leiten lassen, ganz als der Fatalist, der er nach Ihrer Schilderung ist: er hat nicht einmal die Gewissenhaftigkeit gehabt, vorher in gehöriger Weise sein Verhältniß zu Ihrer Nichte zu lösen. Wenn ich nun aber einen Rath geben soll, wie Sie Ihre Nichte

vorbereiten, wie Sie ihr den Schlag, der sie treffen muß, weniger schmerzlich machen sollen... so bringen Sie mich in der That in Verlegenheit; ich müßte doch wenigstens das junge Mädchen kennen, mir einen Begriff von ihrer Art zu empfinden, ihrem Charakter machen können..."

Der fremde Herr nickte mehrmals sehr trübselig ausschauend mit dem Kopfe. Er fand das offenbar sehr richtig, was Frau Melanie sagte. Er war ja auch so fremd hier, hatte so gar keine Ansprüche auf den Rath und die weibliche Hülfe dieser Frau; er fühlte, daß er kein Recht habe, weitere Bitten an sie zu richten, er überließ es seiner Hülflosigkeit, für sich zu sprechen, während der Amtsrichter nach einer Pause sagte:

„Eine Bekanntschaft zwischen dir und dem jungen Mädchen wäre doch leicht angeknüpft — wir kämen den Nachmittag zum Bade hinaus und schlössen uns, wenn wir Sie draußen vor dem Conversationshause fänden, Ihnen an, gestützt auf unsere Bekanntschaft infolge des amtlichen Besuchs, den Sie mir eben gemacht haben... bist du einverstanden, Melanie?"

„Sicherlich — ich habe die allerlebhafteste Theilnahme für das arme verlassene junge Mädchen und bin zu allem bereit, was ich für sie thun kann. Ich will sie, wenn wir uns kennen gelernt, zu mir ein-

laden und ihr gern wie eine mütterliche Freundin an diesem Wendepunkt ihres Lebens beistehen ..."

„Sie sind sehr, sehr gütig, Sie sind ein Engel, verehrte Frau", sagte der fremde Herr — „es ist ein großer Trost, den Sie mir mitgeben auf meinen schweren Weg heimwärts, zu der armen Lucie. Ich werde ihr fürs erste nur sagen, daß ich von Schwierigkeiten, in die Erbschaft einzutreten, vernommen, daß ich zuvörderst noch mit dem Herrn Amtsrichter wiederholt zu verhandeln habe — und am Nachmittag hoffe ich alsdann ..."

Frau Melanie und der Amtsrichter versprachen, am Nachmittag in den Anlagen im Walde zu sein, und der schwarze Herr, der beim Aufstehen seine ganze große, aber etwas ungeschlachte Gestalt entwickelte, reichte den theilnehmenden Menschen, die er hier gefunden, die Hand und ging, vom Amtsrichter geleitet, hinaus.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen, sprang, wie von einer Feder emporgeschnellt, Emil in die Höhe und schoß aus seiner Ecke hervor. „Ich bitte dich, Melanie", rief er aus — „welche Geschichte ist das? Wer ist der Mann? Wie kommt dies wunderliche Wort Gottes zu dir? Gib mir einen Schlüssel zu dem allen!"

„Du hast ja alles anhören können, Emil", versetzte

durch diese Aufregung überrascht Frau Melanie. „Robert hat mir den Herrn vorhin aus seinem Arbeitszimmer herübergebracht, weil er voraussetzte, daß seine Lage mich interessiren, daß ich ihm mit Rath und That vielleicht beistehen würde..."

„Aber wer ist er?"

„Ein Missionar der englischen Bibelgesellschaft. Ursprünglich ein Deutscher — im Rauhen Hause erzogen und in demselben thätig, dann mit Aufträgen der Bibelgesellschaft betraut, als ihr Agent verwendet, in der Welt umhergeschickt, um ihre Bureaux oder Agenturen in verschiedensten Gegenden zu inspiciren, neue zu errichten, Propaganda zu machen; Robert wird dir vielleicht Genaueres über die Stellung und die Thätigkeit solcher Leute sagen können."

„Und eine Nichte hat er — die sich ihm auf solchen Weltfahrten anschließt?"

„Er hat eine Nichte, die Tochter eines Bruders, nach dessen Tode zu sich genommen — sie ist in Deutschland in einem Pensionat erzogen, dann in einem Mädcheninstitut in England schon eine Zeit lang als Lehrerin thätig gewesen; dort aber hat sie sich sehr unglücklich gefühlt, eine große Sehnsucht empfunden, mit dem wandernden Oheim in die ferne Weite hinauszuziehen und die Welt zu sehen; so hat er, als ihm der

Auftrag geworden, nach Indien zu gehen, sich entschlossen, sie mit sich zu nehmen."

„Ah — und in Indien, in Kalkutta?"

„In Kalkutta hat sich natürlich das deutsche, das gelehrte Element zusammengefunden und seine Vereinigungspunkte gehabt. In einem Boardinghause ist unser Herr Brandt, wie er sich nennt, mit seiner Nichte Lucie der Tischnachbar eines jungen Gelehrten geworden, der sich einer politischen Mission nach Lhassa angeschlossen hatte und dort schwer erkrankt war, so schwer, daß an sein Aufkommen nicht mehr gedacht wurde. Die politischen Agenten, in deren Begleitung er sich befunden, haben denn auch ohne ihn die Rückreise antreten müssen; er hat aber dennoch Genesung und die Kräfte wiedergefunden, um, allein und verlassen wie er war, unter unglaublichen Beschwerden und Fährlichkeiten den Weg heimwärts nach Kalkutta zu finden."

„Und dort in Kalkutta haben dieser Herr Brandt und seine Nichte ihn kennen gelernt..."

„Sie sind täglich bei Tisch mit ihm zusammengetroffen..."

„Er hat ihr wie Othello seine Schicksale, seine Gefahren geschildert, dieser interessante Herr Dobring —"

„So wird es gewesen sein — wenigstens hat er

ihr Vertrauen und ihr Herz gewonnen; sie haben sich verlobt — und das Uebrige hast du ja gehört."

„Gewiß, gewiß — Herr Dobring hat dem geistlichen Herrn und seiner Nichte hier ein Rendezvous gegeben, und als sie beide nun anlangen, hören sie, hört er, daß der brave Mensch, der fromme Lhassapilger, der gelehrte Bramine — bereits eine Frau hat! Merkwürdige Ueberraschung — unglaubliche Enttäuschung — wirklich eine haarsträubende Art zu verfahren von diesem — Biedermann!"

„Du sprichst das aus, als ob die Sache etwas Komisches für dich hätte", sagte Melanie — „es ist in der That haarsträubend — denk' an das junge Mädchen — wie grenzenlos schmerzlich muß sie es empfinden!"

„An das junge Mädchen denk' ich", sagte lebhaft Emil, und dann, da der Amtsrichter eben wieder ins Zimmer trat, schwieg er, und hörte nun wieder aufmerksam dem Gedankenaustausch seiner Schwester und seines Schwagers über ein so merkwürdiges Vorkommniß zu. „Ich hoffe", sagte er nur, als diese geendet hatten, „Ihr laßt Euch am Nachmittag, wenn Ihr zum Bade hinauswandert, meine Begleitung gefallen. Es kann offenbar für einen jungen Mann wie mich nur fördernd sein, wenn er die Bekanntschaft von Leuten

macht, deren Horizont so weltenweit über den seinen hinausgespannt ist."

„Willst du durch deine Liebenswürdigkeit etwa diese arme Verlassene zu trösten versuchen?" antwortete der Amtsrichter lächelnd. „Doch wie du willst! —"

Zwölftes Kapitel.

Fromme Lüge.

Wenn der Amtsrichter wiederholt seine Gattin auf die Acten in der Dobring'schen Nachlaßsache verwiesen hatte, so hatte dies in ihr doch kein Verlangen erweckt, sich mit dem dicken blauen Heft, das auf dem Tisch im Wohnzimmer liegen geblieben, zu beschäftigen. Dagegen hatte Emil sich sehr eifrig ihrer bemächtigt und war noch tief darin versunken, als er zum Mittagsmahl gerufen wurde.

Als man dann eine Stunde später die Wanderung in den Wald antrat, hörte er wieder schweigend dem eifrigen Gespräch seiner Schwester und ihres Mannes zu. Sie sprachen viel von den Wirkungen, welche ein Lebensereigniß wie ein brutaler, unverschleierter und auch durch den elendesten Scheingrund nicht maskirter Treubruch auf ein junges Herz haben müsse und wie verschieden diese Wirkungen je nach den verschiedenen

Naturen des davon betroffenen armen Menschenkindes sein müßten.

„Die idealistische Natur wird jedenfalls am schwersten darunter leiden. Sie wird das Beste und Edelste, was sie hat, ihre poetische Schwungkraft verlieren", meinte der Amtsrichter.

„Und die realistische, die positivere Natur wird nur in ihrer Lebensauffassung bestärkt werden — ihr Verlust wird nicht so groß sein, meinst du?" sagte Frau Melanie. „Wohl wahr; doch wird sie verbitterter, innerlich verwüsteter werden, und da sie auf dem Wege zum Pessimismus der idealistischen Natur um tausend Schritt voraus ist, in diesen fallen. Sie wird also vielleicht innerlich mehr Schaden nehmen als die letztere. Doch handelt es sich dabei weniger darum, ob ein Mädchen, welcher die Treue gebrochen wird, eine ideal oder eine positiv angelegte Natur hat, als darum, ob ihr Charakter selbstbewußt und stolz ist oder demüthig und bescheiden. Jedenfalls hat jene das weitaus schwerere Schicksal zu tragen, und ist ihr Verlust am größten, denn die grenzenlose Demüthigung, welche sie erlebt, zerreibt ihre moralische Kraft, knickt ihre Energie, raubt allem, woran sich ihr Seelenleben nährte, wodurch sie sich getragen und gehoben fühlte, seinen Werth. Der Gedanke verschmäht zu sein, muß sie um so

vernichtender, ihr Wesen zerstörender treffen, als sie sicherlich auch schwerer sich gewinnen ließ."

„Am Ende", erwiderte Robert Lindhorst, „kommt alles auf das mehr oder minder der moralischen Kraft in dem Mädchen an, welches solch eine Lebenskrisis über=stehen muß. Was lachst du, Emil, du frivoler Mensch?"

„Ich lache über euch weisen Leute mit euern vaguen Allgemeinheiten; es kommt bei der Sache nur auf eins an, auf eine ganz einfache Frage: Hat sie ihn geliebt oder nicht geliebt?"

„Das ist außerordentlich richtig", entgegnete der Amtsrichter.

„Wenn du es richtig findest, Robert, so möchte ich fortfahren, eure abstracten Untersuchungen von so all=gemeinen Fragen ab dem concreten vorliegenden Fall zuzuwenden. Ihr habt vorhin davon geredet, daß ein junges Mädchenherz am tiefsten gerade dann verwundet werden müsse, wenn ihre Neigung belohnt werde durch eine völlig unmotivirte, unverschleierte und brutale Un=treue, die sich nicht einmal herabläßt, eine Maske vor=zunehmen und mildernde Umstände vorzubringen, in denen das verwundete Gefühl der Verlassenen doch noch einen Trost finden könnte."

„Nun ja — scheint dir das nicht?" fragte Frau Melanie.

„Es scheint mir so wahr, daß ich mir heraus-nehmen wollte, eure Gedanken gerade auf diesen Punkt zu lenken und dir, Melanie, zu rathen, bei dem armen Kinde dem Biedermann Dobring so etwas wie eine Maske vorzuhalten, seiner Untreue ein Mäntelchen um-zuhängen, und ihr einen Trost zu gewähren, an den sie sich klammern kann."

„Und wüßtest du solch eine Maske für seine Schlechtigkeit zu finden?" versetzte Frau Melanie.

„Sie ist sehr leicht gefunden — sie liegt", ant-wortete Emil eifrig, „wie alles andere ja auch bei den Acten. Da findet sich das Testament des alten Herrn Dobring; er hat den Wunsch darin ausge-sprochen, daß seine beiden Erben sich verheirathen; was liegt also näher, als daß man dem jungen Mädchen sagt: Georg Dobring hat, um Erbe werden zu können, seine Cousine heirathen müssen — er hat sich darein gefunden, schweren gebrochenen Herzens, nicht allein um zu seinem Erbe zu kommen, sondern auch aus Pietät gegen seinen verstorbenen Oheim, der sein Wohlthäter war, dessen Lieblingswunsch bis an sein Ende diese Familienverbindung gewesen ist . . ."

„Was sagst du zu der Idee, Melanie?" rief Robert Lindhorst lebhaft aus. „Es wäre das allerdings eine Wendung, welche den Schmerz des jungen Mädchens

mildern, ihr Schicksal ihr versöhnlicher, begreiflicher und die Thatsache als eine leichter zu verwindende erscheinen lassen müßte!“

„Es wäre nur — eine offenbare Lüge!“ sagte kopfschüttelnd Frau Melanie.

„Eine Lüge, freilich“, fiel Emil eifrig ein — „aber ich bitte dich, wie oft lügt man nicht! Der Lehrer lügt dem Kinde vor, der Arzt dem Kranken; wenn ein Apotheker einem aufgeregten Menschen, der Arsenik verlangt, Zucker gibt, so lügt er, und der Irrenwärter lügt vom Morgen bis zum Abend; der Vertheidiger lügt gerade da, wo sein Plaidoyer am rührendsten ist; bei ihnen allen ist die Lüge Beruf, Pflichterfüllung. Der Zweck heiligt die Mittel, das ist nicht blos Jesuitenmoral, das ist auch die ultima ratio regum; jeder Kanonenschuß donnert ihn in die Welt — er schleudert Granaten in lebende Menschenreihen — zur Vertheidigung des Vaterlandes!“

„Du hast Anlage, ein beredter Vertheidiger zu werden, Emil“, versetzte Robert Lindhorst — Melanie aber meinte:

„Es mag allerdings gut sein, Emil's Rath zu befolgen. Wir können ja zuerst den gottesfürchtigen Onkel des jungen Mädchens fragen, ob es ihm genehm ist, ihr die Thatsache mit dieser Wendung vorzustellen.“

Als sie bei den Badeanlagen angekommen waren, fanden sie diesen Herrn neben einer jungen Dame an einem der kleinen Tische, welche vor dem Conversations-hause aufgestellt waren — er kam ihnen entgegen und führte sie seiner Nichte zu, die sich erhob und ein wenig erröthend und überrascht auf Emil schaute.

„Meine Nichte Lucie — der Herr Amtsrichter und Gemahlin, von deren freundlicher Gesinnung für uns ich dir sprach, Lucie", stellte der biblische Herr vor.

Lucie reichte den Fremden die Hand, auch Emil, indem sie halblaut und ein wenig schüchtern sagte:

„Ihnen bin ich schon für einen freundlichen Dienst am heutigen Morgen verpflichtet geworden."

Emil verbeugte sich ohne zu antworten; seine Schwester schaute ihn verwundert an — er kannte bereits das junge Mädchen und hatte es verschwiegen?

Man nahm zusammen Platz und bestellte Erfrischungen; ein mit einer gewissen Anstrengung in Fluß erhaltenes Gespräch folgte; Melanie versuchte es zu zertheilen, indem sie sich mehrmals an Lucie allein wandte; diese aber schien vorzuziehen, dem Gespräche der Männer zu folgen, das sich nun bald, infolge der Fragen des geistlichen Herrn, allgemeinen Gegenständen zuwandte. Er wollte wissen, wie die sittlichen und religiösen Zustände des Landvolks beschaffen wären, und

Robert konnte ihm darüber alle gewünschten Aufschlüsse geben. „Zwischen den sittlichen und religiösen Zuständen", sagte er, „herrscht der wunderlichste Dualismus. Auf der einen Seite liegen die Cultus-Formen und Fragen dem Volke sehr am Herzen und es ist so kirchlich gläubig, wie Sie es nur irgend wünschenswerth finden mögen. Was aber sein sittliches Verhalten angeht, so ist dies sehr wenig von den kirchlichen Einflüssen bestimmt, sondern richtet sich einfach nach der Sitte und nach dem Brauch, nach dem Volksnaturell und nach den überkommenen Vorstellungen. Es lebt ein großes Anstandsgefühl im Volke, ein großer Ehrgeiz und große Scheu vor dem öffentlichen Urtheil, und auf dem beruht der beste Theil seines sittlichen Verhaltens. Die Kirche hat seit Jahrhunderten wider ihre Trunkfälligkeit geeifert, ohne irgend etwas zu erreichen. Aber in wenig Jahren ließe sich dem Laster ein Ende machen, wenn man dabei, nicht wie die Kirche den Glauben des Volks, sondern seinen Ehrgeiz als Hebel gebrauchte. Man müßte nur die wüstesten Fälle von Trunkenheit an einem schwarzen Schandbret in der Gemeinde anschlagen — das würde bald geholfen haben."

„Glauben Sie in der That?" sagte, von dieser Auskunft nicht ganz erbaut, der Bibelverbreiter.

„So sicher, wie ich überhaupt glaube, daß, während

die Religion unsers Landvolks ganz christlich ist, sein sittliches Verhalten noch immer auf der alten heidnischen Basis ruht, auf der heidnischen Vorstellung von Mannesehre, Treue, Heiligkeit des gegebenen Worts, Unantastbarkeit des Eigenthums und Würde der Lebensführung. Darauf beruht hierzulande der Frieden und damit kommen wir so leidlich aus, um uns den allgemeinen Ruf eines braven und ehrlichen Stammes zu erhalten."

„Sodaß Sie nicht das größte Verdienst dabei der kirchlichen Zucht einräumen?"

„Nur ein geringes. Wenn die kirchlichen Lehren von der absoluten Demuth, von der Verächtlichkeit der irdischen Habe, um die der arbeitsame ehrliche Mann sich müht, von dem spernere se sperni, von der Nichtigkeit aller Verpflichtungen gegen Aeltern und Verwandte, gegen Staat und Gesetz, sobald ein Vortheil für die Rettung der Seele uns winkt, von der grenzenlosen Nichtsnutzigkeit des Menschen — wenn alle diese Lehren in Fleisch und Blut der Leute übergingen, so würden wir, fürcht' ich, bald ein Volk recht gottesfürchtiger Lumpen sein."

Der Missionar wollte das nicht gelten lassen und es erhob sich eine lebhafte Debatte darüber, während welcher Melanie jetzt doch Lucien zu einem Gespräch

gewann, bei welchem diese von ihrem bisherigen Leben erzählte. Es lag etwas Heiteres, ein Zug von Humor in der Art des jungen Mädchens, sich auszudrücken, dem auch jetzt der Umstand nicht Eintrag gethan zu haben schien, daß ihr Oheim ihr doch schlimme Nachrichten mitgebracht haben mußte — wie: Georg Dobring sei noch nicht angekommen, die Erbschaftsangelegenheit bedürfe noch der Erörterungen mit dem Amtsrichter, der Klarstellung verschiedener Punkte, oder Aehnliches.

Lucie erzählte von ihren Pensionsjahren, die sie in einer thüringischen Stadt verlebt hatte, von dem gründlichen Unterricht, den man dort in einer fesselnden, die jungen Mädchen zum Selbstdenken anregenden Weise ertheilt und wie gern sie da gewesen und gelernt habe; wie engherzig und wunderlich geistesarm dagegen dann die „Spinsters" in England, die ihr eine Unterlehrerinstelle anvertraut, gewesen, und wie sehr sie bald sich hinausgesehnt aus der seltsam verschrobenen Welt dieser pious ladies, in der man auf lauter Nichtigkeiten den höchsten Werth gelegt und den curiosesten Maßstab für das, was schön und gut sei, gehabt, ein Maßstab, der sicherlich weder christlich-religiös noch heidnisch-sittlich, wie eben die Herren unterschieden, gewesen, sondern ein rechter Zopf. Damals sei sie darüber oft recht verzweifelt gewesen. Seitdem aber der gute Onkel ein-

gewilligt, sie als seine Begleiterin einmal mit sich hinauszunehmen in die große weite Welt, wo man so ganz andere Anschauungen vom Menschenleben gewinne, wundere sie sich oft, daß sie ihre englischen Spinsters damals nicht von ihrer humoristischen Seite aufzufassen verstanden und mit besserm Gleichmuth ertragen.

„Was doch niemand von Ihnen verlangen konnte, liebes Fräulein", sagte Melanie darauf.. „Sie waren zu jung dazu, um schon im Humor eine Zuflucht gegen das, was Ihr Gefühl verletzte, zu finden.

„Es soll in dem ganzen englischen Gesellschaftsleben, wie man es uns schildert, außerordentlich viele Heuchelei liegen, und diese empört immer. Ich denke, diese Heuchelei muß auch bei den Heirathen eine große Rolle spielen, denn ich habe die Bemerkung gemacht, daß von keinem Volke ältere Männer mit jüngern Frauen als reisende junge Ehepaare bei uns erscheinen.

„Da kann doch auch die Neigung nur eine geheuchelte sein. Und damit steht denn wieder in Uebereinstimmung, daß man so viel von Processen in englischen Zeitungen liest, bei denen eine Klage und ein Anspruch auf Geldentschädigung erhoben wird, wenn ein Verlöbniß gebrochen ist. Uns hier in Deutschland ist das ganz undenkbar, daß ein junges Mädchen, dem die Treue gebrochen ist, als Entschädigung für das,

was ihr Herz dabei gelitten, Geld verlangen, annehmen sollte!“

„Die Deutschen denken darin freilich edler — der englische Brauch ist abscheulich — nein, die Deutschen sind besser“, sagte Lucie sehr lebhaft; „ein Deutscher bricht die Treue gar nicht!“

„Glauben Sie das? Die deutschen Männer sind doch auch berechnend, positiv, oder wankelmüthig und charakterschwach wie alle! Bald macht eine Berech= nung für ihre Zukunft, die Verlockung, welche an ihre Habgier oder an ihren Ehrgeiz herantritt, bald ein starker neuer Eindruck, bald auch nur die ganz miserable Eitelkeit sie wortbrüchig — trauen dürfen Sie keinem!“

Lucie sah sie mit einem triumphirenden Lächeln an. Einen, dem ich trauen darf, kenne ich doch, schien sie sich zu sagen. Laut sagte sie nur: „Halten Sie die Männer für so schlimm?“

„Das thue ich“, entgegnete Melanie; „sie haben unendlich viel geschrieben über die Schwächen, die Erb= fehler, die Gebrechlichkeiten der Frau und tausend Sprichwörter darüber. Wenn einmal eine geistreiche Frau ein Buch: «Der Mann», schriebe, es würde sicherlich ein weit schwereres Sündenregister enthalten. Treubrüche gehen doch auch fast immer von den Männern aus . . .“

„Das ist doch auch natürlich und den Männern nicht so sehr übelzunehmen“, fiel hier lebhaft Emil ein. „Bei einem Verlöbniß folgt die Braut der Stimme ihres Herzens; der Mann hat die positive Seite der Sache zu beachten, für die beiderseitige Zukunft einzustehen; und wenn er nachträglich einen Rechnungsfehler entdeckt, die Aussicht in die Zukunft ihm in einem andern Lichte erscheint, so kann es sogar zu einem Verdienste bei ihm werden, daß er nun auch die Charakterstärke besitzt, einen Bruch zu vollziehen.“

„Er hätte seine Berechnungen vorher machen müssen“, entgegnete ihm lebhaft Lucie.

„Das dürfen Sie nicht immer fordern, denn die größten Veränderungen seiner Verhältnisse können täglich eintreten.“

„Er kann“, rief Lucie eifrig aus — „er kann arm werden — was thut's? Er muß von der, welche er liebt, auch voraussetzen, daß sie seine Armuth mit Freuden theilt.“

„Das heißt die Sache doch wol zu idealistisch nehmen“, bemerkte hier Melanie. Aber Lucie fuhr zu Emil gewandt, als ob sie mit ihm die Debatte am liebsten weiter führe, fort:

„Jedenfalls muß er abwarten, ob solch ein Wechsel seiner Verhältnisse sie bewegt, ihr Wort zurückzunehmen,

er muß ritterlich genug denken, um den Bruch von ihr ausgehen zu lassen."

„Sodaß Sie unter allen Umständen den Mann, der einem Mädchen die Treue bricht, verurtheilen?"

„Sicherlich thue ich das!"

„Dann hat das junge Mädchen ja sofort auch den besten Trost zur Hand — sie kann sich Glück wünschen, nicht mehr an einen Mann gebunden zu sein, den sie verurtheilen, dessen Handlungsweise und Art zu denken sie verwerfen muß!"

„Darin haben Sie recht — aber ein solcher Trost des Verstandes und kühler Reflexion, was nützt er, wo das Herz, das Gefühl aufs tiefste verwundet, das ganze Seelenleben empört ist?"

Es waren das akademische Erörterungen, die doch Melanie eine Vorahnung von der schwer verhängniß=vollen Wirkung gaben, welche die Thatsache, die Lucie enthüllt werden mußte, auf das ahnungslose Herz des jungen Mädchens üben würde. Sie stand auf, wie um sich ein wenig zu ergehen, und gab dabei dem Missionar, der sie beobachtete, einen Wink mit den Augen. Dieser erhob sich in anscheinender Unbefangen=heit nach einer Weile ebenfalls und folgte ihr nach. Sie wandelten zusammen langsam in den Anlagen auf und ab.

„Es wäre leichter, solch einem harmlosen Mädchenherzen sagen zu müssen, dein Geliebter ist gestorben, als: er ist dir um des schnöden niederträchtigen Mammons willen untreu geworden", bemerkte Melanie.

„Das Schicksal, welches uns von Gott kommt", antwortete der fromme Herr, „hat freilich nie das Seelenverwüstende wie das Schicksal, das uns die Menschen bereiten." Und dann sprach er weiter, um Melanie's Ansicht zu hören, ob er wohlthue, für die nächsten Tage hier an diesem Orte zu bleiben, wo Lucie in der Stille ihrem Schmerze nachhängen könne, oder ob es besser sei, mit ihr auf und davon zu gehen, damit die Zerstreuungen der Reise, die wechselnden Eindrücke, welche sie erwarteten, ihr zu Hülfe kämen. Frau Melanie meinte, daß für jemand, der eben ermüdet von einer weiten Fahrt gekommen, Reisen nicht viel tröstlich Zerstreuendes haben könne; der Missionar gab ihr darin dann recht, wie auch darin, daß es am besten, Lucie über diese Frage selbst entscheiden zu lassen; und wollte dann auch — er ging begierig darauf ein — für Georg Dobring die mildernden Umstände bei Lucie zur Geltung zu bringen suchen, welche Emil's juristischem Vertheidigertalente zu verdanken waren, und welche Frau Melanie ihm jetzt mittheilte und zu überlegen gab. Melanie fand den frommen Herrn über-

haupt von einer hülflosen Nachgiebigkeit und für einen Apostel des Wortes Gottes unter Heiden und Türken merkwürdig zaghaft. Der Himmel packt den Menschen ihren Beruf auf, dachte sie, wie Colli den Lastträgern; zwischen der Bürde und dem Mann, der sie auf die Schultern nahm, ist oft gar wenig Zusammenhang!

Man mußte endlich an den Aufbruch denken. Melanie verabschiedete sich von Lucie mit warmem Händedruck und der herzlichen Bitte, sie möge sie in der Stadt besuchen; jedenfalls hoffe sie schon morgen am Nachmittage sie hier an demselben Orte wiederzusehen. Lucie versprach gern zu kommen und begleitete mit dem Onkel die Scheidenden eine Strecke weit. Als sie sich dann getrennt hatten und jene zu ihrer Wohnung zurückkehrten, sagte Lucie:

„Onkel Rudolf, was hatte diese Frau eigentlich . . . es lag etwas so Weiches, Wehmüthiges in dem Wesen, womit sie mich behandelte — doch vielleicht ist sie immer so?“

„Schwerlich! Sie hatte Mitleid mit dir“, versetzte der Onkel Rudolf sehr gedrückt und leis aufseufzend.

„Mitleid? Mit mir? Sie ist sehr gütig — aber . . .“

„Weshalb? Weil sie von dem Amtsrichter, ihrem Manne, weiß, daß — daß nun doch diese ganze Erbschaftsgeschichte, welche Georg Dobring so erfreute, und

auch uns, gewiß auch uns — daß sie uns nun doch sehr verhängnißvoll geworden!“

„Und wie das?“ fragte Lucie die Farbe wechselnd.

„Weil das Testament von Georg's Oheim eine sehr fatale, sehr unglückliche Bestimmung enthält . . .“

„Welche Bestimmung, Onkel Rudolf?“

„Die, daß er seine Cousine und Miterbin heirathen soll.“

„Und da er das nicht thun wird“, sagte Lucie heftig und stehen bleibend, „so ist die Erbschaft verloren?“

„Ich fürchte, daß, daß . . .“

„Was fürchtest du, Onkel? sprich schnell!“

„Daß er gezwungen ist, es zu thun. Er hatte so viele Verpflichtungen gegen den Oheim, dessen Lebenswunsch es war. Und der arme Georg — seine Aussichten im Leben sind so dunkel . . .“

Lucie schwieg. Sie stand da, bleich, ihre schönen Augen weit geöffnet, den Onkel anstarrend.

„Er thut es dennoch nicht!“ rief sie dann zornig aus. „Georg? Niemals! Was hat man dir gesagt? Sag' mir alles. Hast du von ihm selbst die geringste Kunde, die du mir bisjetzt verheimlicht hast?“

„Von ihm selbst nicht die geringste“, antwortete der Onkel Rudolf verzagt. „Und das deutet ja auf das Aergste! Nun sagt mir aber auch dieser Amtsrichter . . .“

„O, von diesen Leuten weißt du alles? Sie sind deine einzige Quelle? Und du glaubst Ihnen, wenn sie Georg eine Niedrigkeit nachsagen? Onkel Rudolf, du glaubst ihnen?“

„Wie soll ich nicht?“

„Onkel Rudolf, du bist sehr gläubig. Ich würde an deiner Stelle niemand glauben, der Georg Uebles nachsagt!“

„Aber liebe Lucie, ich muß ja leider glauben, wenn mir ein Beamter seine Acten zeigt, worin ich mit eigenen Augen jenes Testament lese, jene Bestimmung.“

„Zweifle ich denn an dieser Bestimmung? Ich zweifle daran, daß Georg mir sein Wort bricht. Und wenn diese Leute dir es sagen — weißt du, ob es nicht ein Complot mit jener Cousine ist, welche mich von hier entfernen, forttreiben, Georg aus den Augen rücken will? Und wobei diese Leute ihr dienen?

„Ach Onkel Rudolf, denke doch wie fremd und freundlos wir hier sind, und wie die Menschen hier durch ihre Interessen verbündet sein mögen!“

„Freilich, freilich, mein Kind“, erwiderte der Onkel Rudolf kopfschüttelnd — „aber wenn . . .“

„Wenn ich nicht, was du sagst, weil diese fremden Menschen es sagen, wenn ich das nicht von Georg's eigenen Lippen höre, so glaub' ich nichts davon; ich

habe gegen Georg die Pflicht, nichts Uebles von ihm zu glauben . . . nichts, nichts, nichts", rief sie in zornigster Aufwallung aus.

Und weil sie's so nahm, in solch zorniger Heftigkeit, hatte der fromme Herr, der sich jeder Leidenschaft gegenüber so rathlos fühlte, gar nicht den Muth, ihr jetzt alles zu sagen und mit der vollen Wahrheit herauszurücken, wie er sie vernommen. War doch auch das, was er gesagt und Lucie enthüllt, vollständig hinreichend, um sie vorzubereiten auf das, was ihr auch morgen früh genug enthüllt werden konnte.

Sie waren beide in ihren Zimmern im Logirhause wieder angekommen. Lucie setzte sich ans Fenster und blickte mit trüber Stirn aber festem Blick in die grünen Waldwipfel hinaus. Von Zeit zu Zeit biß sie ihre kirschrothen Lippen, als wenn wieder und wieder ein schmerzlicher Zorn in ihr aufwalle. Der Missionar aber schritt, die Hände auf dem Rücken und das apostolische Haupt kummerschwer gesenkt, auf und nieder — der Schwäche und den Verblendungen der armen Menschenkinder nachsinnend, die in dieser trugvollen, treulosen und trübseligen Welt nicht all ihr Dichten und Trachten auf den einen Angelpunkt des Erdendaseins, den einen zuverlässigen Grund gerichtet. Und von diesem einen zuverlässigen Grunde, auf den alles

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Glauben und Hoffen zu ſtellen, hätte er ſicherlich jetzt auch die ſchönſten troſtreichſten Worte zu Lucie geſprochen, wenn er nur nicht gefürchtet hätte, alsdann das widerſetzliche Weltkind nur noch mehr zu reizen; ſie war ja ſo gar wenig fromm und gläubig demüthig — in ihrem deutſchen Inſtitut, das der würdige Herr als ein wenig von proteſtantenvereinlicher Gottloſigkeit angeſteckt beargwohnte, war ſie verdorben worden, ſchon lange bevor dieſer ſchreckliche Georg Dobring ihr noch ſeine abſcheuliche buddhiſtiſche Philoſophie eingetränkt!

So hielt er denn lieber ſeinen geiſtlichen Troſt in der Sorge um deſſen Aufnahme zurück; es war ja auch beſſer, es damit erſt ſpäter zu verſuchen, wenn er erſt den ganzen Umfang deſſen, was er erfahren, Lucie mitgetheilt haben würde, und ihr Gemüth dann ganz erſchüttert und niedergeſchmettert ſein würde von der ungeheuerlichen Thatſache, daß Georg Dobring bereits mit einer andern vermählt ſei, daß er bereits ein Weib habe, welche ſich als Herrin auf Bartenſtein gerire! Und mit Schrecken vor dem kommenden Morgen, an welchem er Lucie dieſe Enthüllung machen wollte, ſuchte der ehrwürdige Herr endlich, als die Nacht gekommen, ſein Ruhelager auf, um den Schlummer des Gerechten zu ſuchen, dem keine Anfechtung mehr kommen und den keine

Stürme mehr in den Wirbel menschlicher Leidenschaften haltlos dahinreißen können.

Trotz aller Gottesfurcht schläft jedoch der sorgen= bedrückte Mensch, der die Leiden eines ihm nahestehen= den Wesens mit zu empfinden hat, nur schlecht. So erging es auch dem Onkel Rudolf, und er erhob sich am andern Morgen ungewöhnlich früh. Zu seiner Ueberraschung fand er Lucie bereits auf und völlig an= gekleidet.

„Onkel Rudolf", sagte sie, „ich habe einen Entschluß gefaßt — der allem ein Ende machen soll. Ich will selbst nach Bartenstein gehen."

„Um Gotteswillen", fiel der Onkel Rudolf er= schrocken ein — „das ist nicht möglich . . ."

„Nicht möglich? Du wirst sehen, ich werde es thun, und du wirst mich begleiten."

„Nimmermehr!"

„Doch! Du wirst mich nicht verlassen, wenn du siehst, daß ich sonst ohne dich gehe."

„Aber du wirst nicht gehen, denn du setzest dich der Gefahr aus, dort auf Georg's — Georg's Weib zu stoßen!"

„Georg's . . . was sagst du — Georg's Weib?"

Lucie war todtenblaß geworden, als sie dies ausrief.

„Georg's Weib — so sagt' ich — er ist ja schon

verheirathet, vor wenig Wochen — mit einer andern — einer Person, die er in Tirol oder irgendwo im Süden gefunden hat."

„Und gestern sollte er ja die Miterbin, die Cousine heirathen wollen? Ah, dies ist ja alles die offenbarste Lüge, Thorheit, Schwindel! Georg — verheirathet!"

Lucie lachte gezwungen, aber heftig, laut auf.

„Ich will ihn sehen, will ihn selber sehen, selber sprechen", fuhr sie dann leidenschaftlich fort — „ich weiß auch, daß er längst in Bartenstein angekommen ist. Ganz gewiß muß er dort angekommen sein — und er wartet mit Schmerzen auf unsere Ankunft, auf uns, die er längst vor ihm angekommen wähnte — ach, Onkel, weshalb führst du auch dies unselige unstete Reiseleben, dies schreckliche Vagabundenthum, wo du keinen festen Herd hast und nicht einmal durch Briefe in vernünftigem Zusammenhang mit der Welt bleiben kannst!"

Sie war in einer Aufregung, in einer Hast, in einer Leidenschaftlichkeit, daß Onkel Rudolf gegen diesen eigensinnigen Willen gar nicht aufkam — sie hörte nicht, was er sagte, eiferte; er mußte nachgeben und mit ihr den Weg nach dem Städtchen antreten, wo man einen Wagen miethen wollte, wenn rasch einer zu beschaffen war, um das noch mehr als eine Stunde weit ab-

liegende Bartenstein zu erreichen. War ein Gefähr nicht flugs zu haben, so war Lucie entschlossen, auch zu Fuße die Wanderung zu machen.

Der fromme Onkel ging, während sie im leichten Strohhut, mit dem hellen Sonnenschirm so energisch dahinschritt, schwer bedrückt, kummervoll auf sein spanisches Rohr gestützt neben ihr. In welche Scene, in welche Katastrophe zog dies verblendete eigenwillige Mädchen ihn hinein! Zu welcher Compromittirung seiner Würde riß sie ihn fort, und wie sollte dies enden?

Wie es endete — mit der stillen Rückkehr Luciens, mit der völligen Vernichtetheit und der hellen Verzweiflung des jungen Mädchens — das erzählen und erklären zu können, sind wir jedoch gezwungen, zurückzugreifen auf früher eingetretene Ereignisse, und zunächst uns nach Martin Hunolt umzusehen.

Dreizehntes Kapitel.

Das arme junge Geschöpf.

Frau Aline hatte es leicht gehabt, das auszuführen, was sie sich vorgesetzt, nämlich Martin Hunolt von Bartenstein fern zu halten. Frau Else schien seiner nicht mehr zu gedenken, wenn sie nicht — nur zu viel seiner gedachte. Denn seit einiger Zeit war ein auffallend passives Wesen, eine Art stiller Indolenz und kühler Stimmung für alles, was früher sie erregt hatte, über die junge Frau gekommen, welche die Annahme nahe legten, daß sie mit einer Gedankenverlorenheit zusammenhingen, die ihren letzten Grund nur in dem jüngsten ihrer Herzenserlebnisse haben könne. Aber wenn sie so viel von ihrer lebhaften und aufgeregten Theilnahme für alles um sie her, für ihre Einrichtungspläne, für ihre Restaurationsprojecte, für ihre Verbesserungsideen in Beziehung auf die Lage der Menschen, welche sie umgaben, verloren hatte, so konnte das ja auch daher kommen, daß nun Frau Aline da war und

mit ihrem regen Eifer für jede löbliche Thätigkeit sie ersetzte; daß Frau Aline, klug, umsichtig, voll Menschenkenntniß und mit einer wunderbaren Gabe ausgestattet, sich in ihr früher fremde, fernliegende Dinge zu finden, sie völlig ersetzte. Frau Aline war ein geborenes Herrschertalent. Und daß sich das nun neben einem so weichen, gütigen und nachgiebigen Herzen, wie Else es besaß, gründlich geltend machte; daß Frau Alinens realistische Natur den schönen idealistischen Wallungen Elsens den Raum zur Entwickelung nahm, war ja nur zu erklärlich.

Martin Hunolt unterdeß war, wie die, mit welchen früher er am meisten verkehrt hatte, sagten, hochmüthig geworden. Er hielt sich einsiedlerisch auf seinem Sendenhof, mit seinen Gedanken und seinen Büchern allein und die Menschen meidend, die er früher am öftersten gesehen. Selbst der Sanitätsrath Scheller wurde unzufrieden mit ihm und tauchte nur noch selten, wenn er einen Patienten in der Nachbarschaft hatte, bei ihm auf. „Falls Sie so fortfahren", sagte er ihm eines Tags, „so wird man Sie gar nicht wieder in den Reichstag wählen, wenn wir das nächste mal zusammenberufen werden, unser großes Bürgerrecht auszuüben."

„Und Sie glauben, ich fürchtete das?"

„Sicherlich — es gibt gewisse Berufe, die nie-

mand fahren lassen kann. Wie z. B. Vagabundiren, Wilddieben und Reden halten. Auch Sie würden es schmerzlich fühlen, wenn Sie da in der großen Gesetzgebungsschmiede nicht mehr mit dem wuchtigen Hammer Ihrer Reden das Eisen schmieden helfen könnten."

„Eisen? Wollen Sie damit sagen, daß das, was aus dieser Fabrik hervorgeht, sehr bald zu dem alten Eisen geworfen wird? Nun ja — leider, vielleicht! Uebrigens können Sie mir glauben, daß ich gar nicht stolz darauf bin, der «Erwählte» einer so bewundernswürdigen Einrichtung, wie unser allgemeines Stimmrecht ist, zu sein! Selbst ein Bauernstaat wie Norwegen, das Land der größten socialen Gleichheit, ist weit davon entfernt, jedem ohne Unterschied dasselbe politische Gewicht zum Wurf in die Wagschalen, worin die Volksmänner gewogen werden, in die Hand zu geben! Ein Mann, den der große urtheilslose Haufe mit seiner größten Zahl als seinen Vertreter durchsetzt, ist eigentlich eine lächerliche Figur: er ist der Mandatar confuser Gedanken und blödsinniger Vorstellungen."

„Sie werden ein Menschenfeind in ihrer Einsamkeit", sagte der Sanitätsrath — „Sie werden noch ein solcher Pessimist werden wie Ihr Protégé Maus in seiner Einsiedelei." — —

Für den alten Maus hatte Martin Hunolt in der

That bereits ein gewisses Interesse gefaßt. Er plauderte gern mit ihm, wenn er seinen neuen Waldhüter in seinen Büschen fand und seinerseits Maus in einer mittheilsamen Laune war, was nicht immer der Fall. Eines Tags theilte ihm Maus etwas mit, was ihn eigenthümlich bewegte; er erzählte ihm, daß der Hubmeyer seit einigen Tagen in den zu Bartenstein gehörenden Waldungen umhersteige und sich alles schlagfähige Holz sehr genau betrachte.

„Hubmeyer, der Holzhändler? Wollen die Damen auf Bartenstein ein Geschäft mit diesem Menschen abschließen?"

„Die Damen? Ich weiß nicht. Westerhof ist der Meinung, daß es nur die eine der beiden Damen sei, welche an so etwas denke. An so etwas und vielleicht auch an ein noch größeres Geschäft als blos eine Verwerthung des Holzes."

„Das heißt ... Ihr meint ..."

„Ich meine Frau Dobring. Sie ist in der Stadt gewesen, den Hubmeyer zu sprechen — und Sie wissen ja, Herr Hunolt, dieser Mensch ruinirt nicht nur die Wälder, er kauft auch ein Gut, wo er eins bekommen kann, und zerfetzt es dann, damit wieder einmal eine ordentliche Heimstätte weniger in der Welt ist und

die allgemeine Verlumpung um einen Schritt weiter kriechen kann."

„Leider! Also Ihr glaubt — oder Westerhof glaubt ..."

„Westerhof glaubt sehr viele wunderliche Dinge von dieser Frau Dobring; daß sie es überaus eilig hat, ihren Theil von Bartenstein zu verkaufen, während Frau Markwort ganz anders denkt, hat sie ihm selber verrathen. Sie sollten einmal mit Westerhof darüber reden, Herr Hunolt."

„Ich? Aber wie sollt' ich mich dahinein mischen?"

„Ich meine, es kann Ihnen nicht gleichgültig sein, welche Nachbarn Sie auf Bartenstein bekommen. Herr Hubmeyer, der als Eigenthümer sehr bald lauter kleine hergelaufene Leute, verarmendes Volk in einzelnen Häuschen auf das Areal bringen würde, wäre für Senden-hof ein Unglück."

„Ihr würdet zu thun bekommen, Maus", sagte Hunolt kopfnickend. „Es ist wahr — laßt einmal Westerhof zu mir kommen. Herrn Hubmeyer hier in der Gegend aufräumend zu wissen, wäre das Ungemüthlichste und Verdrießlichste, was sich denken läßt. Ich möchte in der That mit Westerhof reden darüber! Dobbert würde auch in helle Verzweiflung gerathen darüber!" —

Westerhof kam dann auch bereits am andern Morgen; er strich, als er eintrat, fortwährend sein dichtes schloh-weißes Haar hinter sein rechtes Ohr — es war ein Gestus, welchen seine Bekannten, die an Winterabenden im Wirthshause Karten mit ihm zu spielen pflegten, recht wohl kannten; er machte ihn jedesmal, wenn er eine Karte auszuspielen im Begriff stand, mit der er die Schlacht gewann.

Er sieht doch merkwürdig verschmitzt aus, dieser heilige Apostel Jokobus, dachte Martin Hunolt, und bat den Inspector, sich zu setzen.

„Nun, Westerhof", sagte er dann, nachdem er ihm eine Cigarre geboten, „was höre ich von Maus aus unsern Büschen berichten? Er hat, scheint es, einen schlimmen Borkenkäfer darin gefunden?"

Westerhof zuckte die Achseln.

„Es ist leider so, Herr Hunolt", sagte er; „und wenn wir's nicht zu verhindern wissen, so ist die Hälfte von Bartenstein an den Bäumeschinder verkauft, ehe wir's uns versehen. Güterspeculanten, hab' ich ihr gesagt, gäb' es hier nicht im Lande..."

„Der Frau Dobring haben Sie das gesagt?"

„Der Frau Dobring. Aber siehe da, nicht zwei Tage nachher fährt sie nach Merschheim und weiß da richtig

den Herrn «mit dem vergnügten Gesichte» ausfindig zu machen."

„Nun ja, der Herr mit dem vergnügten Gesicht, wie man ihn nennt, wird bereitwillig genug mit solch einer Dame, der er sicherlich nicht viel Geschäftskenntniß zutraut, in Unterhandlung getreten sein. Haben Sie mit Frau Markwort bereits darüber geredet?"

„Sie hat's bis jetzt nicht gethan, das ist gewiß, Frau Markwort ahnt nichts davon. Und da möcht' ich Ihren Rath haben, Herr Hunolt, ob ich Frau Markwort damit erschrecken soll, bevor ich noch einen Ausweg und ein Mittel sehe, es zu verhindern und sie damit zu beruhigen? Frau Markwort müßte es zu Tode erschrecken, fürcht' ich."

„Das ist in der That zu fürchten; den Hubmeyer zum Hausgenossen, zum dominirenden, übervortheilenden, intriguirenden Mitherrn, der einer so uneigennützigen, großdenkenden Frau gegenüber auch bald der Oberherr geworden sein würde — das würde nicht erträglich sein, das würde Frau Markwort das Leben verbittern und sie am Ende gar von Bartenstein, welches sie so in ihr Herz geschlossen hat, forttreiben!"

Westerhof nickte dazu mehrmals mit dem Kopfe.

„Einmal muß sie aber doch davon erfahren!" entgegnete er.

„Ja — aber lassen Sie uns überlegen, welches Beruhigungsmittel es gäbe, um ihre Sorge zu beschwichtigen. Ist Frau Markwort nicht im Stande, selbst die Hälfte von Bartenstein an sich zu kaufen?“

Westerhof fuhr sich mit der Hand ums Kinn.

„Nein“, sagte er dann — „ich fürchte, sie ist nicht im Stande. Sie könnte es nur, wenn sie die ganze Kaufsumme von etwa 55000 Thalern — ich denke mir, daß Bartenstein so seine 110000 Thaler werth sein mag — wenn sie die ganze Summe als Hypothek aufnähme. Nun wissen Sie selbst am besten, was wir für Lasten und Bürden auf solch einem Besitz haben: für den Staat, für die Gemeinde, für den Kreis, für die Provinz; nehmen wir noch eine Verzinsungslast von 2500 bis 3000 Thaler jährlich auf unsere Schultern, so sind wir in wenig Jahren ruinirte Leute, und Bartenstein geht unter den Hammer so wie so!“

Martin Hunolt nickte gedankenvoll, um seine völlig gleiche Ueberzeugung auszudrücken. Er hatte innerlich einen heftigen Kampf zu bestehen. Es war ihm eine erschreckende Vorstellung, daß Frau Else Markwort ihre ganze Existenz, ihr heiteres schönes Leben verdorben sehen sollte: es mußte da etwas geschehen — und doch, konnte er sich als eine Art Retter anfdrängen, er seine verschmähte Hand über ihr bedrohtes Haupt ausstrecken,

um einen Schicksalsschlag von ihr abzuhalten? Es war nicht möglich, nicht denkbar, seiner gar nicht würdig, so aufdringlich, so mächtig, so bestimmend in ihr Leben zu treten ... und natürlich that er das Unmögliche doch; er entschloß sich dazu, ehe wenig Augenblicke vergangen waren. Es lag in der Natur seines Gefühls für die arme, so bedrohte junge Frau, daß er es that. Fata viam inveniunt — das ist sehr oft nicht wahr. Nur die Natur findet immer ihren Weg.

„Westerhof", sagte er die Hände auf dem Rücken und gesenkten Hauptes auf- und niederschreitend — „da bleibt denn freilich nur eins übrig. Ich kann mir nicht gefallen lassen, daß Hubmeyer an meiner Grenze einen Zustand einführt, der mich schwer beschädigt. Wenn also sonst niemand da ist, der Bartenstein kauft und mir die Bürgschaft gibt, daß die Dinge so ziemlich im alten Stande bleiben, so muß ich schon etwas thun, um den «Mann mit dem vergnügten Gesicht» unschädlich zu machen. Ich, Westerhof, das begreifen Sie, kann mich jedoch nicht so neben eine junge Frau in ein Haus und Gut einkaufen ... Martin Hunolt sprach dies mit ein wenig unsicherer Stimme und die Worte suchend ... es würde das Commentare hervorrufen, welche weniger mir als Frau Markwort kränkend und verdrießlich sein müßten — es bleibt also

nichts übrig, als daß Sie statt meiner mit Frau Dobring verhandeln und den Kauf abschließen. Sie müssen da, vorläufig wenigstens, den Strohmann abgeben, Westerhof. Die nöthigen Summen werde ich baldmöglichst flüssig zu machen suchen."

„Das ist ein sehr schöner Entschluß von Ihnen, Herr Hunolt", versetzte Westerhof; er strich wieder sein Haar hinters Ohr und lächelte dabei, daß er Herrn Hubmeyer an Vergnügtheit seiner Miene nichts nachgab. „So wären wir denn jedenfalls sicher", sagte er; „vorher aber, mein' ich, wäre doch noch auszumachen, ob denn diese Frau Dobring verkaufen kann."

„Weshalb sollte sie nicht?"

„Die Frau allein — ohne ihren Mann?"

„Wenn sie die nöthige Vollmacht hat? Sonst freilich nicht. Sonst kann es nur ihr Mann, der eigentliche Erbe. Aber der Mann wird zu dem Ende schon kommen."

„Er wird kommen ... oder auch nicht, Herr Hunolt!"

„Und weshalb sollte er nicht kommen?"

„Weil mir so ist — es ist blos ein Gedanke von mir — so ist, als ob die Frau nicht recht die Courage hat, mit dem Manne herauszurücken. Er wird kommen. Wie lange sagt sie das schon! Und er kommt dennoch nicht. Weshalb kommt er nicht?"

„Gott weiß es! Er mag anderswo zu thun haben — aufgehalten sein!“

„Nun ja — aber, unter uns, Herr Hunolt, die Frau Dobring macht mir solch einen Eindruck... einen Eindruck...“

„Einen Eindruck macht sie Ihnen?“

„Ich will sagen, es liegt so etwas in ihrem Wesen, als ob sie ihrer Sache nicht sicher wäre und rasch wieder von dannen zu kommen eilte. Ich möchte ihren Mann, den Herrn Georg Dobring, einmal sehen — möchte ihn gern einmal sehen; habe ihn gekannt, wie er solch ein kleiner Knirps war — so hoch! Und dann später auch, als er schon auf dem Gymnasium und in den Ferien hier bei seinem Oheim war; fiel damals eines schönen Tags vom Traubenspalier herunter, an dem er hinaufgeklettert war und riß sich die Stirnhaut auf — an einem schlechten alten Ziegel, der da lag; nun, es war bald wieder geflickt, aber eine hübsche Narbe hatte er noch, als er im folgenden Jahre wiederkam. Das thut nichts, sagte der Herr Dobring, der Onkel, lachend: wenn er auf der Hochschule ist, glauben sie, es sei ein «Schmiß» und haben desto mehr Respect vor ihm. An dem «Schmiß» würde ich schon sehen, ob es der rechte ist, wenn er käme.“

„Aber ich bitte Sie, Westerhof, wie kommen Sie zu der Idee, es könne sich hier um — etwas Unechtes handeln?“

„Weshalb will sie mich forthaben, diese Frau Dobring? Spricht immer davon, daß ich mich zur Ruhe setzen soll. Mit einer guten Pension zur Ruhe! Sie, die Frau Markwort, denkt doch nicht daran, daß es ohne mich weiter gehen könne!“

„Und was weiter?“ sagte Hunolt kühl, der den ganzen „Eindruck“, den Frau Dobring auf den alten Apostel Jakob gemacht hatte, jetzt auf Rechnung verletzter Eitelkeit schrieb.

„Weiter? Nun ja, sehen Sie, weiter wüßte ich nun nicht viel zu sagen, als daß sie solch eine Heimlichkeit mit ihren Briefen hat. Gibt sie immer selber dem Landbriefträger, wenn er kommt, während dieser sonst alle Briefe bei mir abholt oder abgibt. Und da bin ich denn einmal dem Landbriefträger nachgegangen und habe mir einen ihrer Briefe zeigen lassen; stand darauf: Herrn Dobrini zu Brixlegg, Tirol, Poste restante. Nun bitte ich Sie, was hat die Frau an Herrn Dobrini zu Brixlegg zu schreiben? Während ihr Mann doch Georg Dobring heißt und irgendwo zurückgehalten sein soll, weil er grausam viel aus einer Bibliothek herauszustudiren hat — in Brixlegg da —

hab's in der Geographie nachgeschlagen — ist doch nichts Derartiges zu holen?"

Martin Hunolt horchte überrascht auf.

„Dobrini? Das ist allerdings seltsam", sagte er. „Dobrini lautet aber fast doch wie Dobring!"

„Nun ja, freilich so!" fuhr Westerhof fort, „es lautet ähnlich. Wie der alte Dobring mir noch erzählt hat, hat sich der junge Herr Georg auf die alten Sprachen gelegt, und ist in fremde Länder gegangen; nach England, denk' ich, sagte er; und die Frau Dobring spricht von Indien. Wenn man nun Dobring ins Englische oder ins Indianische übersetzen wollte, würde es dann Dobrini sein — würde er sich da in Dobrini übersetzt haben?"

„Schwerlich, Westerhof."

„Sehen Sie, Herr Hunolt!"

„Ein wenig befremdlich ist das; allerdings. Jedenfalls ist es gut, daß Sie mir es sagen; wenn Sie mit Frau Dobring den Handel eingeleitet haben, so werde ich mit dem Amtsrichter Lindhorst reden, daß er zur gerichtlichen Abschließung des Kaufs scharf auf die Legitimation sieht und wo möglich auf dem Erscheinen des Herrn Georg Dobring selber besteht. Wenn er dann da ist, können Sie ihn beschauen, ob er den richtigen «Schmiß» hat!"

„Und das", erwiderte kopfnickend Westerhof, „das

werde ich auch. Aber ich fürchte, ich fürchte, er kommt nicht!“

Als Westerhof gegangen war, legte Martin Hunolt auf des alten Mannes verwunderlichen Argwohn nun doch weiter kein Gewicht. Aber intensiv waren seine Gedanken mit dem Schicksal Frau Elsens beschäftigt, die nun früher oder später doch schwer zu leiden haben mußte unter dieser Miterbin, welche hinter ihrem Rücken sich in Verhandlungen mit einem Menschen einließ, der in so wenig Achtung und gutem Rufe stand wie der „Mann mit dem vergnügten Gesicht“. Was übrigens den Herrn Dobrini in Brixlegg anging, so konnte Martin Hunolt sich ja über diesen erkundigen, ohne eine Verletzung der Discretion, die ihm in Beziehung auf Frau Elsens Verhältnisse auferlegt war. Wenn er von diesem Dobrini den Antheil desselben an Barten-stein kaufen wollte, verbot ihm nichts, sich über des Mannes Charakter instruiren zu lassen. Er wußte von einem seiner Parteigenossen im Reichstag, der einen oberbairischen Wahlkreis vertrat, daß derselbe die Sommerfrische in Tirol beziehen wollen und schrieb ohne Aufschub an diesen; er bat ihn für den Fall, daß er selber nach Brixlegg gerathen werde oder einer seiner Bekannten sich dort aufhalte, um eine Erkundigung nach Herrn Dobrini uud weß Geistes Kind er sei. —

Mehrere Tage verflossen dann, bis ihn ein Geschäft einmal nach dem Städtchen Merschheim führte. Von Westerhof hatte er durch Maus vernommen, daß des alten Inspectors erste Eröffnungen bei Frau Dobring gute Aufnahme gefunden — seitdem nichts mehr. In Merschheim hatte er mit dem Amtsrichter zu reden und traf ihn in seinem Amtslocal, über seine Actenhefte gebeugt und den blauen Dunst seiner Pfeife fortblasend über das, was er mit seinen großen festen Zügen in die blauen Hefte einschrieb.

„Sie sitzen da, wie ich den Richter zu sehen liebe, lieber Lindhorst", sagte Hunolt, sich ihm gegenübersetzend — „mit dem stolzen Bewußtsein, Ihre Decrete wie in Erz eingegrabene unantastbare Gesetze abzugeben, und darüber fort diesen symbolischen Dampf blasend — es ist wunderlich, so oft ich zu einem Richter gekommen bin, habe ich ihn stets so beschäftigt gefunden."

Robert Lindhorst versetzte: „Daß Sie ihn beschäftigt gefunden, glaube ich schon — wem bürdet die Staatssparsamkeit eine grausamere Geschäftslast auf und schmiedet ihn unerbittlicher das Jahr hindurch an seinen Actentisch fest?"

Martin Hunolt zuckte die Achseln.

„Sie können nicht erwarten, lieber Lindhorst, daß die Staatssäckel weit geöffnet sein sollen für den Justiz-

dienſt. Die Juſtiz iſt eben das allernöthigſte, primärſte Inſtrument in unſerm Hausweſen und für ſolche Dinge gibt man kein Geld aus; Küchenzange und Waſſereimer werden nicht vergoldet wie die Zuckerſchale."

„Ich danke Ihnen für den Vergleich der Juſtiz mit der Zange", entgegnete der Amtsrichter, und fragte Hunolt dann, worin er ihm dienen könne?

Hunolt ſprach von dem, was ihn zunächſt herge=führt, und nachdem es erledigt war, ſagte er: „Und ſodann möchte ich von Ihnen, dem Grundbuchrichter, vernehmen, ob die Beſitztitel von Bartenſtein für die beiden Erben berichtigt ſind?"

„Intereſſirt Sie das?"

„Ja, es iſt mir mitgetheilt, daß der eine Erbe ver=kaufen wolle, und da ich der nächſte Nachbar bin, ſo iſt es natürlich ..."

„Daß Sie auf den Kauf reflectiren? ... Dann darf ich Ihnen die Auskunft geben, daß die Beſitztitel=berichtigung beantragt iſt und ſich im Stadium der Expedition befinden wird."

„Es ſtand ihr alſo durchaus nichts entgegen?"

„Nicht das Mindeſte. Weshalb fragen Sie?"

„Freilich nur müßig. Der alte Weſterhof war in der Angelegenheit bei mir: der wackere alte Thebaner hatte ſich ſeltſamerweiſe in den Kopf geſetzt, hinter

der einen Erbin, der Frau Dobring, müßte nicht der richtige Mann, sondern ein mythisches Individuum Dobrini, welches nicht den Muth habe, sich sehen zu lassen, stehen."

Robert Lindhorst horchte auf.

„Das argwohnte der alte Weißkopf? Wahrhaftig, hätten Sie mir es vor wenig Tagen gesagt, so würde ich erregt aufgesprungen sein und ausgerufn haben: bei Gott, der Mann muß recht haben, so ist es. Aber heute weiß ich leider, daß er unrecht hat."

„Und was hätte Sie so erregt bei der Sache?"

„Eine rein menschliche Theilnahme. Sie müssen wissen, daß ich und namentlich meine gute hülfsbereite Frau in eine gewisse Mitleidenschaft gezogen sind mit dieser Dobring'schen Sache, in ein großes Mitleid wenigstens mit einem reizenden jungen Mädchen, einem rührenden Geschöpf, welches dabei geopfert worden ist..."

„Ah — welch seltsame Mär Sie da künden!"

„Sie haben nicht vernommen vom Auftauchen eines wunderlichen, überaus frommen Mannes in einem langen schwarzen Rock und mit einem Hut auf dem Kopfe wie in England — unser Fabrikant behauptet es — die Bischöfe und Domherren tragen? Eines Mannes, der so recht wie das Wort Gottes unter den Heiden aus=

sieht und an dessen apostolischer Beredsamkeit ich keinen Zweifel habe, wenn auch großen an seinem Märtyrerberuf?“

„Nein! Und wo ist dieser Mann aufgetaucht?“

„Dieser Mann, ein viel umhergeworfener Missionar der Londoner Bibelgesellschaft ist hier in Merschheim aufgetaucht, eines schönen Morgens bei mir, und jetzt weilt er mit seiner Nichte, dem jungen Mädchen, welches ich erwähnte, im Bade drüben, in unserer Nachbarschaft.“

„Und das junge Mädchen . . .?“

„Dies junge Mädchen ist im Augenblicke schwer und bedenklich erkrankt; sie liegt im Logirhause dort, und meine Frau ist bei der Armen, ganz Verlassenen, um sie zu pflegen.“

„Welche Geschichten!“

„Sie sehen, welche Geschichten Ihnen entgehen, weil Sie sich einsiedlerisch auf Ihrem Sendenhof abschließen. Die Sache ist die: der Missionar hat mit seiner Begleiterin einen Aufenthalt in Kalkutta zu machen gehabt, in der deutschen Colonie dort Georg Dobring, einen liebenswürdigen jungen Gelehrten, kennen gelernt, die jungen Leute haben sich in einander verliebt und verlobt; dann hat das Schicksal sie vorläufig wieder nach verschiedenen Richtungen auseinandergeführt — brief-

lich hat der Bibelagent eine ganze Zeit später erfahren, daß Dobring ein Erbe geworden, und daß dieser nun verlange, Oheim und Nichte sollen ihm auf seinem neuen Besitzthum begegnen. Es sind Wochen und Monate vergangen, ehe diese Botschaft Dobring's zu ihnen gelangt; desto mehr eilen sie, Georg's Wunsch zu erfüllen. So kommen sie denn hier an — und der Oheim vernimmt nun hier etwas höchst Ueberraschendes, was ihn veranlaßt, eines schönen Morgens, vor drei Tagen erst — bei mir aufzutauchen, um sich zu informiren: leider kann ich ihm nur bestätigen, daß Georg Dobring bereits eine Frau habe, eine Frau, welche auch schon auf Bartenstein angekommen und sich dort, wie hier gerichtlich, ganz untadelhaft legitimirt habe als seine Mandatarin und Rechtsvertreterin."

„Aber", rief Martin Hunolt aus, „dieser Georg Dobring ist danach ja ein wortloser frevelhafter Mensch ..."

„Scheint fast so!"

„Und dann?"

„Das junge Mädchen, die getäuschte Braut hat an den Verrath nicht glauben wollen, sie hat sich hartnäckig an die Unmöglichkeit einer solchen Treulosigkeit ihres Georg geklammert und ist ausgezogen, um ihn selbst zu sehen, zu sprechen."

„Ah, und nun ist eine Katastrophe erfolgt . . .?“

„Beinahe! Oheim und Nichte sind nach Bartenstein gefahren; sie haben den Wagen halten lassen an dem Thörchen, durch welches man von der Straße ab durch die verwilderten Anlagen näher zum Hause hat — und hier, nach wenig Schritten, haben sie, durch Busch und Strauchwerk selbst noch unsichtbar, vor sich auf einer Rasenbank Frau Dobring sitzen sehen, und den edlen, den rechten, echten Georg zu ihren Füßen ins Gras hingegossen und schmachtend zu ihr aufblickend.“

„Das arme Geschöpf.“

„Freilich! Sie ist ohnmächtig geworden, bewußtlos ihrem Oheim in die Arme gesunken — dieser hat Mühe gehabt, sie still und unbeachtet wieder zu dem Wagen zu tragen und sie in diesem heimzubringen.“

„Und krank ist sie darüber geworden?“

„Krank, sehr krank — unser Sanitätsrath fürchtet ein Nervenfieber; meine Frau ist seit dem Morgen bei ihr, und bringt hoffentlich doch bessere Nachricht.

„Man muß gestehen“, sagte Hunolt spöttisch, „dieser Herr Dobring führt sich auf eine originelle Weise hier in der Gegend ein, vielleicht folgt ihm aus Indien auch noch eine hübsche Bajadere nach . . .“

„Sie sehen also, identificirt ist dieser Indier“, fuhr Robert Lindhorst fort.

„Allerdings, und zwar durch die Leute, welche ihn am besten kennen müssen“, entgegnete Hunolt. „Und dieser biblische Prediger in der Wüste, dieser Säemann des Wortes Gottes, was beginnt er? Will er den Braminen nicht zur Rechenschaft ziehen?“

„Bis jetzt hat er kein Symptom gezeigt, daß er kriegerische Entschlüsse zu fassen im Stande sei. Ich glaube, er wird, sobald das junge Mädchen genesen ist, wieder in die Weite ziehen, um bei den Wilden bessere Menschen zu finden! Aber Sie sehen, was einen etwaigen Handel mit diesem Herrn Georg Dobring betrifft, so steht dem nichts entgegen; wenn Sie die Hälfte von Bartenstein kaufen, wird es obendrein Frau Markwort sehr angenehm sein, einen solchen Miteigenthümer zu erhalten — sie erblickt darin am Ende sogar eine Liebeserklärung von Ihrer Seite!“

Robert Lindhorst hätte diesen Scherz nicht gemacht, hätte er geahnt, welche tiefe Wunde er damit bei Hunolt berührte; dieser zuckte die Achseln, wandte sich ab und, nach der Uhr sehend, sagte er wie zerstreut:

„Das wäre doch eine sehr thörichte Art der Liebeserklärung, die man mit der Hergabe eines halben Vermögens machte — und bei der Frau Markwort, welche man als so praktisch rühmt, würde solch eine Romantik schwerlich günstig aufgenommen werden.“

„Auch die praktischste Frau verzeiht Ihnen die Romantik, in welche Sie ihretwegen verfallen!“

Martin Hunolt schien gehen zu müssen. Er stand auf und dem Richter die Hand reichend sagte er:

„Ich danke Ihnen für Ihre interessanten Mittheilungen. Wenn meine Absicht zur Ausführung kommt, werde ich also nächstens mit diesen merkwürdigen Leuten wieder bei Ihnen erscheinen, um Ihre amtliche Mühwaltung in Anspruch zu nehmen.“

„Und ich werde erfreut sein, Ihnen zu dienen und dabei mitzuwirken, daß das dimidium animae von — Bartenstein in so gute Hände gelangt! —“

Martin Hunolt ging; er kehrte mit dem Entschluß heim, Westerhof zu sich bescheiden zu lassen, da es ihn befremdete, daß dieser noch nicht selber sich getrieben gefühlt, bei ihm zu erscheinen und ihm die Ankunft des lang erwarteten Herrn Dobring anzuzeigen. Vielleicht hatte Westerhof gewartet, bis er von dem letztern erfahren, wie dieser über die Verkaufsidee denke; und um so lieber sein Erscheinen bei Martin Hunolt aufgeschoben, weil der ehrgeizige Inspector dabei bekennen mußte, daß er mit seinem Argwohn schmählich unrecht gehabt und sich gründlich von der Richtigkeit des Herrn Dobrini überzeugt habe.

Vierzehntes Kapitel.

Frau Aline und ihr Gatte.

Frau Aline war unterdeß — wir müssen uns jetzt zu ihr wenden — von der endlichen Ankunft des jungen Gatten, die wir von dem Amtsrichter erfahren haben, natürlich sehr entzückt. Ein holdseliges Lächeln schwebte auf ihrem Gesicht, so oft Frau Markwort zu ihr aufschaute; sie folgte Dobring mit den Augen, wohin dieser sich wandte; mit einer rührenden Zuvorkommenheit schien sie alle seine Wünsche ihm an den Augen abzusehen; sie, die sonst so entschiedenen Willens, so bestimmter und festgegründeter Anschauungen war, und ihrer geistigen Ueberlegenheit in nicht immer ganz milder und angenehmer Form Ausdruck zu geben pflegte — sie war ihm gegenüber nur das zum schwanken Rohr gewordene liebende Weib. Sie lauschte seinen Worten wie Prophetenstimmen und vor allem folgte sie seinen Spuren wie der erröthende Jüngling, der unter dem Einfluß der ersten Leidenschaft steht; sie ließ ihn nie

allein — er war in der That für sie der Mahadöh, der Gott der Erde, dieser Indier, und sie seine Bajadere.

In der That, er war ein Mann, der ein Frauenherz fesseln konnte, sagte sich Frau Else, wenn sie das Paar beobachtete; er war von schlanker biegsamer Gestalt, hatte feine durchgeistigte Züge, eine schön ausgebildete Stirn, auf der nur die Gedanken eines Weisen Platz zu finden schienen, und blaue große, ein wenig vorliegende Augen, die zerstreut und träumerisch in die Welt und auf die Menschen blickten. Vielleicht hatten seine Züge etwas zu Weiches; aber dies war aufgewogen, verwischt durch die gebräunte Farbe, welche die Reise in südlichen tropischen Gegenden darauf gelegt und konnte Frauen ja auch gefallen.

Frau Else Markwort gefiel er aber doch nicht ganz. Die ganze Erscheinung ihres Vetters hatte sicherlich sehr viel Anziehendes und Interessantes für sie; aber nichts Bezwingendes, ihr Imponirendes; sie verlangte vom Manne ein energischeres Wesen als er zeigte, mehr Anlage, beim Kampf ums Dasein eine kriegerische Seite herauszukehren; sie wollte im Manne eine Kraft sehen, der sich vertrauen ließ, die bezwingen und unterziehen konnte. Für sie gab es keine echte Frauenliebe, in welche sich nicht auch ein wenig Furcht mischte.

Aber Aline — das genügte — zeigte sich ja bezwungen genug, und Frau Else konnte sie mit ihrem glückstrahlenden Wesen nicht beobachten, ohne sich zu sagen, wie grenzenlos sich die Menschen über sich selber täuschen können. Wie hochmüthig hatte diese kleine Frau ihr versichert, daß sie sich ihren Gatten selber gewählt, daß sie darin für Naturen wie die ihre allein die Bürgschaft des Glücks gesehen; wie scharf war ihr Urtheil über die Männerwelt gewesen; wie hatte sie sich in dem Gefühl ihrer Selbstherrlichkeit förmlich gewiegt! Hatte sie nicht mit großem Selbstbewußtsein sogar ausgerufen: ich liebe nur das von mir Erworbene, von mir Bezwungene, zu meinem Eigenthum Gemachte? In der That, so hatte sie stolz gesagt, und nun war er da, der von ihr Bezwungene, zum Eigenthum Gemachte und war — Mahadöh, der Gott der Erde, und sie die Bajadere!

Frau Else mußte lächeln darüber, aber ihr gutes Herz freute sich über das große Glück der beiden ihr nahestehenden Menschen.

Das große Glück! Wie wenig ahnte sie, wie bange diesem gehätschelten Mahadöh bei seiner Gottähnlichkeit war, und wie vollends Aline — den Tod im Herzen hatte!

Fast den wirklichen Tod hatte sie davon gehabt, von

dem Kommen dieses ihres — Gatten! Es war an einem stillen friedlichen Sonntag-Nachmittag vor wenig Tagen noch gewesen. Frau Else Markwort war mit ihrer Christel ausgezogen, um einen ziemlich weiten Weg zu einer armen Wöchnerin zu machen, deren Mann in Holland am Wechselfieber erkrankt lag, wohin er als Mäher gegangen. Das Gesinde auf Bartenstein erfreute sich der Sonntag-Nachmittag-Freiheit und war ausgeflogen — Frau Aline saß allein in dem Salon im ersten Stock, der, mit einem freundlichen Erkeraus-bau versehen, nach zwei Seiten hinaus eine ziemlich gedehnte Aussicht bot über Flur, Wiesen und Wald, mit einzelnen dazwischengesprengten Bauernhäusern — eine reizende Aussicht, wie jeder Fremde höflich be-theuerte, während Aline sie von einer grausamen grü-nen Monotonie fand, ein wahres Immergrün der Lange-weile. Sie hatte eine mühsame Arbeit, eine Stickerei in ihren Händen, sie hatte allerlei verdrießliche Ge-danken im Kopfe und sehr verblichene alte Wandmale-reien aus den feudalen Glanzzeiten von Bartenstein vor ihren Augen; und obwol das, was man Ennui nennt, ihrer regsamen Seele sonst etwas Fremdes war, so wurde es doch an diesem Sonntag-Nachmittag auf einem einsamen Landhause stärker als die Seelenregsam-keit und ließ sie zuweilen recht herzlich gähnen. Sobald

sie annehmen konnte, daß Westerhof wieder daheim sei, beschloß sie hinüberzugehen, um mit ihm über den Kaufabschluß zu Ende zu kommen — sie hatte dessen Eröffnungen, daß sich ein Käufer gefunden, der im Stande war, die ganze Kaufsumme in nicht zu langer Frist auf einmal zu erlegen, während Hubmeyer nur Terminzahlungen in Aussicht stellen könne, mit großer Befriedigung aufgenommen und war entschlossen, diesem Käufer gegenüber sich nicht im geringsten schwierig zu zeigen. Sie sah nach der Uhr — es war 4 Uhr erst und Westerhof pflegte bis 6 Uhr an den Sonntag-Nachmittagen auf irgendeiner Kegelbahn in der Nachbarschaft sich dem ergiebigen Gedankenaustausche mit dem nachdenksamen Geschlechte der Bauern hinzugeben.

In diesem Augenblicke glaubte Aline unten in der Vorhalle ein unsicheres Schreiten zu vernehmen, ein unbestimmtes, von Zwischenpausen unterbrochenes Auftreten — wie von einem suchend Umhergehenden; sie horchte darauf hin und vernahm nun, daß es unten in der innern Treppenhalle war, und dann, wie es langsam die Treppe heraufkam. Ein ängstliches Gefühl erfaßte sie; sie war so allein und wenn es spukte auf Bartenstein, was in dem alten feudalen Burgsitz gar nicht zu verwundern gewesen wäre, so war solch ein Sonntag-Nachmittag, wo er wie ausgestorben dalag, eine

nicht unpassende Stunde dazu für einen taktvollen Geist, der nicht gern unnützes Aufsehen macht. Aber da es wahrscheinlicher sich doch nur um einen Fremden, der sich nicht zurechtzufinden wußte, handelte, so stand Frau Aline auf und ging in das Treppenhaus hinaus, um nach ihm zu sehen. In der That war es ein ihr unbekannter, noch ziemlich junger Mann in einem Reiseanzug, einem Strohhut und mit einer großen Reisetasche in der Hand, der auf dem mittlern Treppenperron stand und just aufmerksam die Decke, die mit allerlei Schmuckwerk von Stuccatur versehen war, betrachtete. Weil er deshalb das Gesicht aufwärts gerichtet hielt, konnte sie dies genau betrachten — es war wie eine vague Erinnerung, daß sie es schon einmal gesehen habe, was sie anwandelte — doch nein, es war das eines völlig Fremden; und als solcher sprach er nun, als er Aline wahrnahm, auch in fragendem Tone:

„Frau Else Markwort, denk' ich! Verzeihen Sie, daß ich so bei Ihnen eindringe; ich fand unten trotz alles Suchens niemand, mich bei Ihnen zu melden — ich bin Georg Dobring..."

Dabei zog er respectvoll seinen Hut.

Frau Aline starrte ihn an. Sie starrte und ihr Auge vergrößerte sich; ihr Gesicht wurde leichenfahl und ihre Hand umklammerte, sich daran aufrecht zu

halten, die Brüstung des Treppengeländers. Aber sie sprach kein Wort; sie konnte nicht sprechen, weil ihr aller Athem genommen war; sie glaubte zu ersticken.

Er stieg langsam die Stufen, welche ihn von ihr trennten, herauf; die gute Cousine scheint von der Ankunft eines Miterben nicht angenehm berührt, mochte er dabei denken.

Als er neben ihr stand, blickte sie in sein Gesicht wie ein Verdammter, der eben den Ausspruch seines Richters anhört; und dann nur das eine Wort: Bitte! hervorbringend, was verbunden mit ihrer Bewegung in den anstoßenden Salon hinein, die Einladung ihr zu folgen enthalten mußte — Georg Dobring folgte ihr wenigstens; und während sie dort in ihrem Sessel zusammensank und dann wieder ihre starrenden Blicke auf ihn richtete, stand er einen Augenblick an der Thür, ließ seine Augen umherschweifen, als ob er diesen Salon wie einen ihm merkwürdigen Raum beschaue, und setzte sich darauf in den nächsten Armstuhl, seine Reisetasche neben sich auf den Teppich legend.

„Sie sind überrascht von meinem Kommen, Frau Markwort, Frau Cousine, wollt' ich sagen? Es ist eine lange Geschichte, was alles mich verhinderte, mich früher hier zu melden — daß ich aus Indien komme, wissen Sie — können es sich denken; kam über Alexan-

drien — Rom — kannte Rom nicht, und wie das fest-hält, weiß jeder, der es sah — Sie kennen es? Nein? Nun ja ... denke, ich komme nicht in irgendeiner Weise störend für Sie — habe hoffentlich nichts dadurch ver-säumt ...?"

Georg Dobring sprach dies mit einer eigenthüm-lichen Gelassenheit, wie ein Mann, der nicht das ver-breitete Vorurtheil hat, daß möglichst viele Worte von Gewicht sein könnten, und mit einem Gleichmuth, der, in diesem Augenblick, wo er den Schauplatz seiner Kin-derspiele wiedersah und das Bild seines Oheims und Wohlthäters vor ihm aufsteigen mußte, bewies, daß er nicht zu den Naturen gehörte, welche sich überflüssiger Aufregung hinzugeben gewohnt sind.

Während er langsam gesprochen, hatte Frau Aline Athem geschöpft, hatte sie einen Anfang gemacht, ihre Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen, und leise, ge-preßt, die Worte wie mühsam hervorstoßend, antwor-tete sie jetzt:

„Ich bin nicht Frau Markwort —"

„Ah — so bitte ich um Verzeihung! Sie sind nicht Frau Markwort? Ich wollte, Sie wären es, wären meine Frau Cousine!" setzte er verbindlich hinzu.

„Ich bin nur — nur die Frau ..."

„Sie sind eine Freundin? Und meine verehrte Cousine, wo ist sie?“

„Ich bin die Frau Ihres jüngern Bruders Karl.“

„Ah — Karl — die Frau Karl's! Welche Ueberraschung!“ Dieser Windbeutel von Karl, wollte er sagen, und verschluckte es, um fortzufahren: „Dieser gute Karl, der mir im Laufe der Jahre ganz aus den Augen gekommen ist, wo ist er? Es geht ihm wohl? Er hat eine so liebenswürdige Frau? Ich konnte auf eine angenehmere Ueberraschung beim ersten Schritt in die Heimat nicht stoßen! Er ist ein großer Künstler geworden, Karl?“

Aline athmete wie aus Brunnentiefe auf und ward jetzt endlich wieder Herrin ihrer selbst. Es lag ja etwas wie ein verzweifelter Humor darin, in dem Contrast dessen, was dieser Mensch da von angenehmen Ueberraschungen sprach, mit dem Todesschrecken, der noch wie Eis in ihren Adern stockte. Mit einem Tone, der jedoch noch immer etwas von einem Angstruf hatte, entfuhr ihr deshalb:

„Angenehme Ueberraschung — angenehm, daß ich den Tod davon haben werde! Sie kommen, Georg Dobring — Sie leben —“

Georg Dobring schaute von diesem Ausbruch von Aufregung sehr betroffen auf.

„Sie wundern sich, daß ich lebe — und daß ich komme — und fürchten davon —“

„Daß mich dies Kommen in den Tod treibt!“

Georg sah sie immer erstaunter an.

„Aber das liegt, Gott weiß es, durchaus nicht in meinen Wünschen oder in meiner Absicht, Frau Schwägerin“, sagte er dann mit einem so naiven Gleichmuth, daß auch dieser zur Fassung Alinens beihalf.

„In der That nicht“, fuhr er gutmüthig, fast mitleidig auf sie blickend fort. „Darüber bitte ich Sie, beruhigt zu sein!“

„Wir haben Sie für todt gehalten, Herr Dobring.“

„Sie haben mich für todt gehalten? Ah! Es ist nicht das erste mal, daß mir diese Ehre widerfährt. Auch in Kalkutta, als ich aus Tibet zurückkam — ich war in Lhassa sehr schwer erkrankt, aufgegeben; die lieben Freunde, denen ich mich angeschlossen, waren über das Ende nicht im Zweifel und fanden es unnütz, dies Ende müßig abzuwarten. Sie reisten, und als sie heimkamen, war ich nach ihren Reden natürlich todt. Was wollen Sie, wir sind alle Egoisten, und den Freund, den ich als Todescandidaten im Stiche gelassen, gebe ich natürlich lieber gleich für todt aus — die Berichterstattung vereinfacht sich dann ja auch, und die Sache bleibt sich gleich. Es müßte denn sein, eine

besonders zähe Lebenskraft — sie muß mir wol gegeben sein — kommt dann später, halbgebrochen und ein wenig elend, aber immer doch noch lebend, nachgewankt — um sich eine Berichtigung der Thatsache zu erlauben, eine Berichtigung, die auch ein wenig egoistisch ist, weil sie die guten Freunde compromittirt."

„Sie glauben mir also, daß wir, Karl und ich, Sie wirklich und wahrhaftig, nach übereinstimmenden Nachrichten für todt hielten . . .?"

„Weshalb sollte ich Ihnen nicht glauben?"

„O! es ist mir so wichtig, daß Sie es glauben", sagte Aline gepreßten Athems, „so sehr wichtig!"

„Nun wohl, so versichere ich es Sie; und nun bitte ich Sie, fortzufahren."

„Da wir also glaubten, Sie seien todt, hielt Karl sich natürlich auch für Ihren Erben. Ihr Oheim Dobring hatte Ihnen, dem ältern Bruder, die Hälfte dieses Gutes vermacht; er hielt sich also ganz naturgemäß für den Erben seines Bruders", fuhr Aline langsam fort, noch immer mit einer von ihrer furchtbaren Erschütterung niedergehaltenen, heiser aus der gepreßten Brust kommenden Stimme; aber während er soeben so lange gesprochen, hatte sie offenbar so viel Fassung gewonnen, daß sich ihr Auge, ihr wie in wahnsinniger Angst hin- und herzuckender Augenstrahl auf

Georg fest concentriren konnte und nun schon den Eindruck zu beobachten schien, den ihre Worte auf ihn hervorriefen.

Was sie in Georg's Mienen wahrnehmen konnte, war zunächst ein heller Blick raschen Verständnisses.

„Ah", sagte er, „Karl hielt mich für todt und sich nun für den Erben des Oheims! Und nun sehen Sie plötzlich, daß dies eine Täuschung war — eine Täuschung, welche freilich" — er stieß ein kurzes gedankenloses Lachen, für das Aline ihn hätte ermorden können, aus — „freilich jetzt in sehr unangenehmer Weise zerstört wird. Ich begreife, daß Sie mich viel angenehmer und liebenswürdiger gefunden hätten, wenn ich Ihnen nachts als Gespenst umgehend in einem der Gänge dieses alten Hauses begegnet wäre, als jetzt, wo ich eben am hellen Tage und gar nicht spukhaft auf der Treppe vor Ihnen stand."

„Sie thun Karl und mir Unrecht", sagte Aline rasch, „wenn Sie uns für so habsüchtig halten, daß wir nicht erfreut sein sollten, über unsern Irrthum enttäuscht zu sein..."

„O, ich lese das in Ihren Mienen", sagte jetzt noch stärker auflachend Georg. „Bitte, seien wir darüber offen!"

„Was Sie in meinen Mienen lesen, ist etwas ganz

anderes, Herr Dobring", fiel Aline lebhaft ein. „Etwas, das unsere Lage in der entsetzlichsten Weise erschwert, etwas, das mich in diesem Augenblick mit dem Gefühl der Verzweiflung erfüllt und mir vor Angst den Athem raubt — etwas ganz Schreckliches!"

Georg sah sie fragend, aber doch mit einem Blicke an, als ob es für ihn Dinge, welche schrecklich seien, gar nicht gäbe. In der That, in den grauen Augen, den gebräunten Mienen dieses Mannes lag ein Ausdruck philosophischen Gleichmuths, der ans Wunderbare streifte. Hatte er das Organ für den Unterschied von Glück und Unglück, bösen und guten Lebenslagen verloren, wie Bösewichter das für den Unterschied von gut und schlecht?

„Und was ist so Schreckhaftes dabei?" sagte er. „Mein Bruder Karl wird die Erbschaft nicht bereits verzehrt haben — was dann ja die Sachlage einfach erledigte. Sprechen Sie!"

Aline sprach nach diesem Ausdruck seltsamer Kaltblütigkeit sehr erleichtert rasch weiter:

„Ihr Bruder hielt sich für Ihren Erben. Allein als er mir von der Sache sprach, mir einen Auszug des Testaments Ihres Oheims zeigte, mußte ich ihn darauf aufmerksam machen, daß er sich in seinen Hoffnungen bitter täusche. Sie waren, so glaubten wir,

gestorben, ohne vorher des Oheims Erbschaft angenommen zu haben. Nach einer Rechtsbestimmung, die ich zufällig kannte, konnten Sie nun auch keine Erben dessen, was Sie selbst noch nicht besessen hatten, haben."

„Eine verzweifelt unangenehme Rechtsbestimmung für Karl das", unterbrach sie Georg Dobring aufhorchend.

„Das war es! Hätten Sie nur vor Ihrem von uns vorausgesetzten Tode ein einziges mal von dem Testamente vernommen, nur ein Wort der Erklärung ausgesprochen, eine einzige Zeile an das Gericht geschrieben, daß Sie die Erbschaft annähmen, so wäre alles gut gewesen! Sicherlich, ganz sicherlich hätten Sie es gethan, wenn Sie so lange gelebt hätten — nur, sagten wir uns, noch die wenigen Tage gelebt hätten, um es thun zu können.

„Nun aber sollte Karl um solch einer elenden Rechtschicane willen um seine neuen Lebenshoffnungen, seine ganze, eben vor ihm erschlossene Zukunft kommen — er sollte um die Aussicht kommen, sich je eine Familie gründen zu können — meine Hand, um welche er in der Voraussetzung geworben ..."

„Ah, ich verstehe — Ihre Verbindung mit Karl war auf diese Aussicht gegründet?"

„Sie war es in der That, und nun gestehen Sie

selber, war es nicht entsetzlich, war es nicht über alles Maß empörend, in dieser Lage das Opfer eines elenden Gesetzparagraphen zu werden? Waren wir da nicht gezwungen, vollständig gezwungen und gedrängt, nach dem einzigen übrigbleibenden Mittel zu greifen, durch welches dieser Gesetzparagraph sich umgehen ließ und etwas zu thun, das, indem es nur die Sache vereinfachte, jener Rechtschicane gründlichst ein Paroli bog?"

„Ah — ich bin gespannt..."

„Ich gestehe Ihnen gern, daß ich Karl zu diesem Mittel rieth, welches mehr meiner als seiner Art zu handeln entsprach; daß er sich anfangs ablehnend dazu verhielt, daß ich ihn zu überzeugen Mühe hatte, es gäbe nur dieses..."

„Und dies Mittel war..."

„Daß Karl sich — Georg Dobring nannte!"

Georg nickte mehrmals mit dem Kopfe dazu. Er lächelte, als ob ein Lächeln die schicklichste Erwiderung auf solch eine Mittheilung sei. — Er schüttelte dann sein nachdenkliches Haupt, wie ein Weiser es über die Thorheit eines Kindes schüttelt, und sagte:

„Es war ein Mittel! Es war allerdings ein Mittel. Aber es war so verteufelt schlau — nehmen Sie es nicht übel —"

„Nein, ich nehme es nicht übel“, fiel Aline jetzt, wo sie das schwerste Wort ihres Bekenntnisses ausgesprochen und eine so merkwürdig milde Aufnahme dafür gefunden, fast stürmisch ein — „ich nähme Ihnen nicht übel, wenn Sie die schwerste Verdammung über mich aussprächen — ich würde unterwürfig alles, alles auf mein schuldiges Haupt nehmen und nur sagen: verurtheilen Sie Ihren Bruder nicht — Ihrem armen Bruder widerstrebte die Täuschung so, daß er sich nicht entschließen konnte, eine active Rolle dabei zu übernehmen — er blieb, wo er sich befand, in Tirol und sandte mich hierher, ausgerüstet mit den nöthigen Papieren, den nöthigen Vollmachten, um in den Besitz des Erbes zu treten.“

„Also deshalb hat mein Erscheinen Sie so in Schrecken versetzt — deshalb?“ sagte Georg nachdenklich und bemüht, wie es schien, sich die ganze Sache zurechtzulegen.

„Kann es Sie verwundern?“

„Nein, sicherlich nicht. Die Thatsache, daß ich nun doch lebe, existire und da bin, eine Thatsache, welche mir bisher nur eine in ihrer philosophischen Begründung unklare und metaphysisch unmotivirte Seite darbot, kann von Ihnen nur zu den fatalen Heimtücken gezählt werden, die das Schicksal für uns arme Men-

schen hat! Ein verdrießlicher Umstand, um so verdrieß-
licher, weil er ebenso gut nicht sein könnte!"

Er lachte auf, wie ein weiser Mann lacht: äußer-
lich, kühl, wie um eine Pflicht der Höflichkeit gegen
sich selber und den von ihm vorgebrachten Humor zu
erfüllen, ohne daß das Herz mitlachte; mit dem Herzen,
von Herzen schien ja dieser braminenhafte Mann über-
haupt nicht lachen zu können.

Aline fixirte ihn — sie fixirte seine Züge, die
Sprache seiner Augen, und dann kehrte viel von ihrer
frühern Farbe auf ihre Wangen zurück und, freilich
noch immer sehr gepreßt, fuhr sie zu reden fort:

„Und nun — o mein Gott, wie rasch kann Frau
Markwort, Ihre Cousine, zurückkehren und wie rasch
muß sich jetzt mein Schicksal entscheiden — ein grau-
sames Schicksal, das mir weiter nichts übrig läßt, als
entehrt, zum Spott und Hohn der Welt gemacht, ein
Geschöpf, welches als Lügnerin nur noch ein Gegen-
stand der Verachtung sein kann, den Tod zu suchen,
wo ich ihn am ersten finde — im nächsten Wasser!
O mein Gott" — Aline sprang plötzlich wie von einer
grenzenlosen Verzweiflung erfaßt auf, und von Georg
Dobring sich abwendend, die Hände wie zur Beschwö-
rung des Himmels erhebend und dann ringend, rief sie
in herzbrechendem Jammer aus: „O mein Gott, du weißt

es, daß ich doch nur in bestem Glauben zu einem unschuldig scheinenden Mittel griff, um einem geliebten Mann ein Dasein, eine Existenz zu gründen, um einen großen und edlen Genius, eine hohe Künstlernatur vor dem Verhungern zu retten!"

Georg Dobring schien diesen Anfall von Leidenschaft wie ein interessantes Symptom großer Aufregung, wie einen psychologisch beachtenswerthen Ausbruch eines innern Sturms zu betrachten. Er folgte Aline gespannt mit seinen Blicken und dann, als sie eine Weile bereits geschwiegen und nun, die Hände aufs Herz gepreßt, mit düstern Blicken den Boden anstarrend, hochathmend dastand, sagte er, mit einer wunderbaren Gemüthsruhe an das anknüpfend, was ihn in ihren letzten Worten am meisten berührt haben mochte:

„Mein Bruder Karl ist also ein großer Künstler geworden? Ein hoher Genius? Erscheint er außer Ihnen, seiner Frau, auch andern so?"

„O, der Welt — das heißt allen, die ihn hören!" rief Aline aus, in deren Angst und Zerknirschung sich jetzt schon eine Dosis Zorn über den Mann vor ihr mischte, dem sich so gar nicht die Seite abgewinnen ließ, von der er zu nehmen, von der er weich zu machen und zu rühren war. „Allen, die ihn hören", rief sie aus — „ein Künstler ersten Ranges; auch ist er

mit Ehren von seinem Herrn, dem Khedive, der ihm seine höchste Gunst geschenkt hatte, überhäuft worden; und ein Künstler ist er auch seiner ganzen Natur, seinem innern Wesen nach — in den praktischen Lebensdingen ein Kind, von einer rührenden Unerfahrenheit. Wenn er auf das, was ich ihm rieth und wobei ich ihm die ganze Ausführung abnahm, einging, so blieb er harmlos unschuldig dabei, völlig unfähig, sich in juristische Dinge hineinzudenken — und muß nun doch dadurch untergehen, seine Existenz vernichtet, seinen Namen geschändet sehen — und das durch meine, meine Schuld!"

„Ich denke, verehrte Frau — Schwägerin", sagte hier Georg Dobring mit seinem entsetzlichen Braminen-phlegma, „Sie nehmen die Sache zu tragisch. Es ist eine alte, oft ausgesprochene Wahrheit, daß unsere Schicksale selber nicht das sind, worauf es ankommt, sondern die Art und Weise, wie wir sie nehmen und auffassen. Würde es Ihnen nicht möglich sein, das Schicksal, welches ich Ihnen leider in dieser Stunde habe bereiten müssen, leichter zu nehmen?"

„Wie wollen Sie, daß ich es leicht nehme, vor der ganzen Welt als Betrügerin hingestellt zu sein?"

„Richtig — das wäre selbst im Falle des reinsten Gewissens, welches Sie dem entgegensetzen könnten,

dennoch eine Höhe von Lebensphilosophie, die man von einer Dame nicht erwarten darf. Wir hätten also nach einem Auskunftsmittel zu suchen ...“

„O, wenn es das gäbe! Ein Auskunftsmittel! Vor Tod und Leben gestellt, sehe ich wohl — die Schauer der Vernichtung vor mir, aber eine Hülfe, eine Hülfe sicherlich nicht!“

„So werde ich danach aussehen müssen“, versetzte ruhig Georg Dobring; „obwol“, setzte er hinzu, „Sie eher dazu im Stande sein müßten. Sie kennen die Verhältnisse und die Menschen, ich kenne nichts. Ich kann nur meinen guten Willen, einen Bruder vor den Folgen eines, sagen wir übergenialen Leichtsinns zu retten, zur Sache bringen ...“

„Ah, Sie hätten diesen Willen?“

„Nun sicherlich!“

„Sie sind der edelste, der großmüthigste der Menschen.“

„Ich denke, nur ein ganz gewöhnlicher — Bruder!“

„Es käme darauf an“, sprach Aline, den dargebotenen Faden nicht mehr loslassend — „es käme darauf an, daß Sie zunächst hier mich nicht Lügen straften, daß ... o nein, Sie können es nicht“ ...

„Was kann ich nicht? Worauf käme es an?“

„Daß Sie — mich in keiner Sache Lügen straften — daß wir Karl ganz unerwähnt ließen — daß ...“

„Ich Sie als — meine Frau behandelte?“ rief jetzt Georg Dobring lachend aus. „Wahrhaftig, es gäbe schwierigere Aufgaben für mich zu lösen ...“

Er lachte danach wieder auf, mit seinem trockenen, nicht aus dem Herzen kommenden Lachen; und dann sah er Aline so eigenthümlich forschend an, daß diese, betroffen davon, sich plötzlich vorkam, als ob er mit ihr ein Spiel treibe und sie sich bei ihm wie in den Griffen eines Raubthiers, das mit seinem Opfer spiele, befinde.

„Nein — Sie können unmöglich darein willigen!“ sagte sie nun wieder erbleichend, mit unstet sich abwendendem Blick.

„O weshalb nicht? Wenn Sie darein willigen, mich als Ihren Gatten vorzustellen — weshalb sollte ich mich da widersetzen? Es ist nicht hübsch, Damen zu widersprechen.“

„Und so großmüthig zu sein, wäre Ihr wirklicher, heiliger Ernst?“

„Wenn ich Sie damit aus einer Lage reißen kann, welche Ihnen so tragischer Natur scheint, wie sie sich freilich bei näherer Erwägung auffassen läßt ...“

„Und wenn Sie damit Ihren Bruder, Ihren einzigen leiblichen Bruder vom Untergang retten können ...“

„Freilich — meinen Bruder!“

„Er ist so grenzenlos unschuldig bei der ganzen Sache . . .“

„So ist es ja wol meine Pflicht, etwas zu thun, um die übeln Folgen seines gottsträflichen Leichtsinns — Sie erlauben, daß ich diesen Ausdruck für sachgemäß halte? — seines Leichtsinns abzuwenden. Also adoptiren wir diesen Kriegsplan, wonach ich Ihnen den Rückzug decke durch ruhiges, schweigendes Hinnehmen der Voraussetzung der Menschen hier, daß ich der älteste Bruder Georg und ihr glücklicher Gatte bin; zur Hälfte hat dies ja auch seine Richtigkeit.“

„Unterdeß“, fiel Aline ein, „würde ich meine Vorbereitungen zur Abreise treffen, und wir würden einen Vorwand suchen, unter welchem ich mich von Ihnen trennte, ohne daß meine Abreise auf längere Zeit auffallen könnte.“

„Ich habe nicht die geringste Sorge, daß sich solch ein Vorwand nicht finden ließe.“

„Wie wahrhaft, wie beispiellos großmüthig Sie sind — ich werde nie im Leben vergessen, daß ich Ihnen die Rettung meines Lebens, o mehr, die Rettung vor der furchtbarsten schmachvollsten Rolle, die ein Mensch spielen kann auf Erden, der des entlarvten Betrügers verdanke. Ebenso wird Karl es Ihnen nie vergessen!“

„Sie nehmen auch das nun wieder zu tragisch, Frau Schwägerin — viel zu tragisch. Karl und Sie haben ein wenig zu sanguinisch angenommen, es wäre möglich, durch eine einfache Namensverwechselung von Karl und Georg «das Glück zu verbessern». Nun, mein Gott, er ist ein Künstler, wie Sie sagen, und denen verzeiht man viel; Sie sind eine Dame, und von einer Dame darf man nicht verlangen, daß Sie in einer kleinen Gesetzübertretung etwas Arges sieht. Was ist's weiter? Man würde, wenn es der Welt bekannt würde, vielleicht nur Sie ein wenig verlachen, und nach einiger Zeit die Sache vergessen haben."

Aline, die diese Anschauung nicht über Georg Dobring Herrschaft gewinnen lassen durfte, fuhr sehr lebhaft dagegen auf. „O wie wenig kennen Sie, wenn Sie das glauben können, die Welt. Nein, Karl wäre für ewig in den Augen der Menschen vernichtet, die Presse würde sehr bald sich der Angelegenheit bemächtigen, und wo er erschiene, würde es in Zukunft heißen: der berüchtigte Virtuose, der seinen Bruder hat um ein Rittergut betrügen wollen. Und das wäre nicht das Aergste: die Justiz würde sich sofort seiner bemächtigen, auch meiner sich bemächtigen, wir würden als Betrüger vor ein Geschworenengericht gestellt werden — wenn es uns nicht gelungen wäre, uns ein Mittel

zu verschaffen, um all diesen drohenden Schrecken zu entgehen — unserm elenden Leben ein Ende zu machen."

„Pest!" sagte Georg, der selbst ein wenig erschrocken sah, daß seine beschwichtigenden Worte nur einen neuen Sturm von Leidenschaft hervorriefen — „Pest, das wäre arg; aber Sie mögen recht haben, daß —"

„Zweifeln Sie keinen Augenblick daran — glauben Sie mir, unsere Lage ist vollständig danach angethan, daß ich sie tragisch nehme ..."

„Nun wohl denn, so bleiben wir bei unserer Verabredung. Es ist alsdann mein eigenes Interesse, daß ich von dem Namen Dobring die Schande eines Criminalverfahrens entfernt halte — wahrhaftig, dazu darf es nicht kommen."

„Nein — dazu dürfen Sie es in der That nicht kommen lassen — es ist nicht möglich, daß Sie nicht alles thun, es zu verhindern; es ist das eine heilige Pflicht gegen die Ehre Ihrer Familie — aber glauben Sie mir, daß ich darum auch im allermindesten nicht das Gefühl der heißen Dankbarkeit, womit Ihr Edelmuth mich erfüllt, verringert fühle."

„Nun, lassen Sie, lassen Sie das, Schwägerin ... Sie heißen? Ich muß doch", fügte er lächelnd hinzu, „eine oberflächliche Bekanntschaft mit dem Namen meiner — Frau besitzen!"

„Ich heiße Aline — geborene von Steckenreut.“

„Aline — von Steckenreut. Aline lautet hübsch, und Steckenreut feudal! Ich werde es behalten können. Und wir fanden uns?“

„In Brixlegg in Tirol.“

„Wir wurden dort auch getraut?“

„In der katholischen Pfarrkirche. Baronin Antonie Lastringer, meine Freundin, und ein Graf Bockholt waren die Zeugen.“

„Waren die Zeugen. Sehr gut! Ich finde, daß wir sehr ehrenwerthe Zeugen hatten. Und nach der Trauung — reisten wir ab? Oder blieben wir zuerst dort?“

„Wir reisten sofort ab.“

„Ah — hierher?“

„In der Richtung hierher. Aber Karl blieb in München zurück. Er ließ mich allein reisen, weil ihn eine gewisse Scheu und auch bestimmte Gründe abhielten, sich hier zu zeigen.“

„Ich begreife das“, fiel lächelnd Georg ein.

„Deshalb blieb er in München zurück und kehrte dann von dort allein nach Brixlegg heim, wo es ihm gefiel, wo man zugleich billig und ruhig lebt.“

„Und er ließ Sie allein hierher reisen!“

„Um möglichst bald, nachdem ich hier in seinem

Auftrage sein Erbe in Besitz genommen, zu ihm zurückzukehren."

„Sie sind eine courageuse Frau, Schwägerin Aline!" sagte Georg Dobring.

„Und doch sehe ich zitternd dem Augenblick entgegen, wo Frau Markwort eintreten wird und ich Sie dann vorstellen muß als —"

„Als Ihren Gemahl!"

„Es ist wahr", fuhr er lächelnd fort, „es mag das Ihnen eine harte Nothwendigkeit erscheinen! Aber — man kommt über jeden peinlichen Augenblick im Leben fort, wenn man sich sagt: dies alles ist ein Traum. Alle diese Gestalten, welche dich umgeben, sind nur Traumgestalten. Was du redest und reden hörst, ist Schall, Rauch, Wind — es ist nicht wirklich; träume es bis zu Ende, und dann wird es ein Nichts sein, ein Niegewesenes."

„Wer das könnte in den peinlichsten, aufregendsten Augenblicken!"

„Man muß es lernen. Es ist das der reale Werth der Philosophie, das la vida es suegno, die praktische Anwendung dieser Wahrheit. Sie zweifeln an dieser Wahrheit nicht?"

„Nein."

„Nun wohl: so gehen Sie nur einen Schritt weiter. Wenn das Leben ein Traum, so ist die einzelne Scene,

welche Sie in diesem Leben an sich vorübergehen sehen, auch nur ein kleines Stück des großen Traums, nur ein Bläschen des Schaums, mit dem unser Lebens=becher erfüllt ist. Die Indier haben ein anderes Mittel, über Qual und Schmerz fortzukommen: sie sagen «Karman», und ..."

„O mein Gott", rief jetzt Aline aufspringend aus, fast entsetzt darüber, in diesem Augenblick solche philo=sophische Reden anhören zu sollen — muthen Sie mir nicht zu, daß ich jetzt, jetzt das alles verstehe — mein Herz klopft noch immer zum Zerspringen — ich zittere, jeden Augenblick den Schritt der Frau Markwort auf der Treppe zu vernehmen."

„Ich denke, es ist nicht nöthig, daß ich Frau Mark=wort sofort vorgestellt werde... ich gestehe Ihnen gern, daß ich mich im Stande fühle, meine Sehnsucht nach dem Anfang meiner Rolle noch ein wenig zu be=zwingen. Es mag das nicht galant von mir sein, Frau Schwägerin — aber, was wollen Sie... man sagt, der Wille sei stark und das Fleisch schwach — ich habe im Gegentheil bei mir immer den Willen, den ent=schiedenen Willen schwach gefunden, und so weiß ich nicht, ob ich mich sofort mit der nöthigen Desinvoltura in die Sache fände, wenn ich Frau Markwort jetzt in diesem Augenblick gegenüberträte... Und sie, meine

treffliche Cousine, gehört sie zu der Sorte der scharfen oder der stumpfen Frauenzimmer — entschuldigen Sie, daß ich bei Ihnen eine solche Junggesellensprache führe."

„Also die Frauenzimmer zerfallen bei Ihnen in scharfe und stumpfe?"

„So im großen Ganzen. In scharfe, schlimme, harte, und in stumpfe, weiche, gute würde ich sagen, wenn ich nicht fürchtete, Ihre Ungnade auf mich zu ziehen."

„Dann gehört Frau Marktwort", fiel Aline ein, „wol mehr zur Kategorie der weichen, guten. Sie ist eine vertrauende, gläubige Natur."

„Was für uns weitaus das Angenehmere. Ich hoffe also, sie wird unser gegenseitiges Verhältniß nicht mit kritischem, argwöhnischem Auge betrachten, wenn sie mich eine Rolle spielen sieht, welche durch ihre große Passivität auffallen dürfte."

„O sicherlich nicht — ich besorge nichts von der Seite — nur ..."

„Nur? Was befürchten Sie?"

„Daß Sie unbewußt, in der Zerstreuung, sich verrathen könnten."

„Ich hoffe nicht", versetzte mit seinem philosophischen Gleichmuth Georg, der Frau Aline keineswegs

ganz beruhigte. Aber sie mußte sich damit begnügen, und rasch der Thüre zugehend sagte sie:

„Wenn Sie mir folgen wollen, werde ich Sie jetzt in ein Fremdenzimmer führen und Frau Markwort, sobald sie heimkommt, die ersten Eröffnungen über die Heimkehr ihres Vetters machen."

„In der That — ich ziehe das vor", entgegnete Georg und überließ, seine Reisetasche aufnehmend, sich ihrer Führung.

Nach einiger Zeit kehrte sie in den Salon zurück. Tief, tief aufathmend, mit einem Seufzer, der halb ein Schrei des ausbrechenden Wehes war, warf sie sich in ihren Sessel, wie zerschlagen, wie vernichtet; ihre Hände umklammerten krampfhaft die Lehnen, ihren Kopf warf sie umher wie ein vom furchtbarsten Schmerz Gefolterter und rief halblaute Worte des Zornes, der Verwünschung wie ein Wahnsinniger aus. Und dann krampfte sie die Hände ineinander und während sie mit ihnen sich mehrmals vor die Stirn schlug, rief sie aus:

„So betrogen zu sein! Dieser Mensch, dieser entsetzliche Mensch lebt! Um alles, alles gebracht zu sein — und nun noch vor Schande und dem Brandmal einer entehrenden Bestrafung zittern zu müssen!"

Sie starrte eine Weile den Boden an.

„Nein" — rief sie dann aufspringend aus — stolz und hochgerichtet rief sie: „Nein! Dazu soll es nicht kommen. Eher vergift' ich ihn. Es ist etwas vom Blute der Lady Macbeth in mir, etwas vor dem alle diese schwachköpfigen Menschen sich hüten mögen! Habe ich die Geistesgegenwart in dieser furchtbaren Stunde nicht verloren, so werde ich auch weiter kommen. Mit diesem Menschen, diesem Mann, der am Ende gar kein Mann ist, nur ein Bruder, ein richtiger Bruder Karl's! Sie starrte wieder den Boden an, jetzt wie in schwerer Gedankenarbeit. Sie mochte grübeln, was eigentlich hinter der philosophischen Ruhe, hinter dem wunderlichen Gleichmuth Georg Dobring's stecke — ob ihn in Wirklichkeit das Phlegma beherrsche, welches er gezeigt und welches sie so glücklich auf den Pfad, auf welchem sie sich retten konnte, geleitet. Fürs erste hatte sie keinen Grund, daran zu zweifeln. Nein, der Zweifel lag ja sicherlich wol nur an ihrem eigenen Naturell, das sich in solche Menschenseelen nicht hineinfinden konnte. Auch wollte sie nicht mehr zweifeln; sie wollte muthig auf dem Pfade, den er in seiner unendlichen Gutmüthigkeit mit ihr betreten, weiter schreiten! Aber — auch das sagte sich Aline schon in dieser Stunde, — wenn er voraussetzte, sie werde auf diesem Pfade ihre Schritte beflügeln, so beflügeln, daß

sie ihm bald aus den Augen verschwunden sein werde, wie aus den Augen der Menschen hier, und für immer jenseit ihres Horizontes untergegangen, so täuschte er sich. Die Rolle, welche er übernommen, sollte er länger zu spielen haben; er mußte auf ihre Absicht, das Gut zu verkaufen, eingehen; es mußte ihm ihre Beihülfe, ihr Rath dabei nothwendig werden, und — er mußte die brüderliche Großmuth so weit treiben, mit ihr zu theilen; er mußte dahin gebracht werden, einen Theil der Summe, welche er erhielt, seinem Bruder und ihr zu geben, als eine Unterlage für ihre künftige Existenz; ehe sie das nicht erreicht hatte, ging sie nicht wieder!

Sie überdachte nun die Wendungen des Gesprächs, das sie mit ihm gepflogen hatte. Sie hatte einen Augenblick schwanken können, ob sie die Last des Trugs auf Karl Dobring's Schultern legen und sich als die arme Getäuschte, Belogene darstellen sollte, oder der Wahrheit den Vorzug geben sollte. Sie wünschte sich Glück dazu, daß sie das letztere gethan — im instinctiven Gefühl, daß der Mann vor ihr eher Mitleid und Schonung haben werde für die Frau, die ihm Auge in Auge gegenüberstand als für den abwesenden fernen, kaum gekannten Bruder. Nur in dem einen Punkte war sie unwahr gewesen: sie wußte sehr gut, daß, auch wenn

Georg Dobring wirklich todt gewesen, sein Erbe nicht an Karl kommen können, weil es alsdann Frau Else Markwort zugewachsen wäre; so stand es in dem Testamente, von welchem sie längst durch Westerhof sich eine unverkürzte Abschrift geben lassen. Das zu erwähnen, hatte sie freilich sich gehütet; und sie war sehr entschlossen, auch in Zukunft diese Bestimmung nicht zu kennen, nicht zu ahnen — wer konnte einer Frau vorwerfen, in die gesammten Clauseln eines Testaments nicht eingeweiht zu sein?

Nach und nach bei all diesem Denken, diesem Ueberlegen, glätteten sich die stürmischen Wogen ihres Innern. Als sie endlich draußen auf der Treppe den leichten Schritt der zurückkommenden Frau Else vernahm, konnte sie schon, nachdem sie ein paar mal noch aufgeathmet, nachdem sie ein paar mal mit beiden Händen über ihr Gesicht gefahren, beflügelten Schrittes dieser entgegeneilen. Sie konnte ihre Rolle beginnen, und mit dem Tone der nöthigen glücklichen Herzensbefriedigung Frau Else entgegenrufen:

„Denken Sie sich — er ist endlich gekommen — mein Mann — er ist da!“

„Ah, Georg — der Vetter Georg ist da?“ rief Frau Else herzlich erfreut aus.

„Georg Dobring, Ihr Vetter — er ist vor einer

halben Stunde ganz still — solche Ueberraschungen sehen ihm ähnlich — wie ein armer Student zu Fuße, eine Reisetasche in der Hand, die Treppe heraufgekommen — ich war so, so erstaunt!“

„Und sind jetzt so, so glücklich, gute Aline!“ sagte Frau Else, sie in herzlicher Theilnahme umarmend.

Funfzehntes Kapitel.

Befangene Menschen.

Als nach einer halben Stunde Frau Aline ihren „Gatten" Frau Else Markwort vorstellte, sah diese ein wenig schüchtern prüfend ihm ins Auge. Sie empfing ihn mit größter Herzlichkeit, aber doch ein wenig ängstlich, ob er nun auch, was sie gethan und angeordnet, billigen, ob er bei mancher Meinungsverschiedenheit, welche sich mit Aline nach und nach herausgestellt und zuweilen auch schon zu etwas wie einem kühlhöflichen Wortwechsel geführt, Alinens Partei nehmen und es für sie mit der schönen Zeit der Gleichberechtigung vorüber sein würde. Gleich darauf machte sie sich einen Vorwurf aus dieser egoistischen Wendung, welche ihre Gedanken bei der ersten Begegnung mit einem wiedergefundenen so nahen Blutsverwandten genommen und sie gab sich in lebhafter Unterhaltung bald der ganzen Sympathie hin, mit welcher der liebenswürdige, fast weiblich sanft auftretende Vetter sie erfüllte. Während

Aline den Thee bereitete — wie der guten Aline vor freudiger Aufregung noch die Hand zittert, dachte Frau Else, als Aline Georg die erste Tasse reichte — sprach Georg auch in so humoristischer, unterhaltender Weise von dem gemeinsamen Onkel Dobring und dessen Marotten und Wunderlichkeiten, daß sie ganz gespannt an seinem Munde hing; und ebenso liebenswürdig war es, wie er von seinem Leben, von seiner Lehrthätigkeit in Indien, von seiner großen Reise in das selten besuchte Land Tibet sprach — lebhaft schildernd, klare und deutliche Vorstellungen von den Dingen gebend und mit der größten Bescheidenheit seine Persönlichkeit stets im Hintergrunde lassend. Nach den Ergebnissen seiner gelehrten Arbeiten, nach dem, was er geschrieben und herausgegeben, mußte Frau Else forschend fragen — sie war voll schönen Eifers, sich sofort in das Studium all dieses interessanten Hinduthums zu stürzen. — „Es ist garstig von Ihnen, Aline", sagte sie, „daß Sie mir das alles nicht längst gegeben, mir diese Aufsätze nicht gezeigt haben — Sie besitzen sie am Ende gar nicht einmal?"

„O doch, einiges", versetzte Aline — „es ist jedoch so gelehrt ... so wenig für Frauen."

„Sie werden sich in der That davon überzeugen", fiel Georg ein, „sobald mein Reisekoffer da ist, der

diese kleinen und schwankenden Schritte zum Ziele gelehrter Unsterblichkeit enthält ..."

Else wollte nun zunächst auch von seiner Reise hierher vernehmen, und wie er sich bis nach Bartenstein gefunden. Er kam über Turin, wohin ihn die orientalischen Schätze der dortigen Bibliothek gezogen — über Genf —

„Ah", fiel lebhaft Frau Else ein, „welch ein Umweg! Von München, das doch, wie Aline mir sagte, Sie gefesselt hielt, über Turin, Genf hierher ..."

„In der That" antwortete sich mit der Hand über die Stirn fahrend Georg Dobring — „es war ein Umweg ..."

Aline hatte leicht die Farbe gewechselt und sah erschrocken zu Georg auf. Litt auch er an der gewöhnlichen Zerstreutheit der Gelehrten? Dann war sie verloren! Sie sah, daß sie wohl thue, ihn keinen Augenblick mit Frau Else allein zu lassen. Fürs erste ließ sich ja die Reiseroute auch zurechtrücken und einrenken; man konnte in München auf Fragen gestoßen sein, welche nur durch die Einsicht von Manuscripten, die sich in Turin befanden, aufgehellt werden konnten; wenigstens hellte Aline die Sache mit ihrer Geistesgegenwart so auf. Und Georg Dobring erzählte dann weiter, zeigte auch die liebenswürdige Seite wohlerzogener Menschen, daß sie auch zu hören verstehen, und ließ Frau Else

Markwort von ihrem frühern Leben erzählen, von ihren kleinen und großen Erlebnissen, von ihren Sorgen und ihrer Thätigkeit hier auf Bartenstein.

Und dann dachte sie daran, welche Freude Westerhof haben werde, den langerwarteten Neffen seines verstorbenen Gebieters zu sehen — sie ließ Westerhof heraufrufen, und als der alte Mann eingetreten und gegen seine Gewohnheit verdutzt und verlegen, wie sie glaubte, an der Thüre stehen blieb, hatte sie ihre Freude an der Aufregung des treuen langjährigen Dieners, welche allein, meinte sie, ihm die Sprache raube. Westerhof war durchaus nicht so verlegen, wie sie voraussetzte — er fixirte sehr scharf und argwöhnisch den fremden Herrn; ein wenig verdutzt war er erst, als er nun den ihm Entgegenkommenden die Hand reichte und herzlich zu schütteln begann.

„Kennt Ihr mich noch, alter Westerhof, den kleinen Georg, den Ihr früher so oft oben auf den Heuwagen klettern ließet?“

„Gewiß, gewiß, Herr Georg, erkenn' ich Sie wieder!“ rief Westerhof aus — „Sie sind es wahr- und leibhaftig — da an Ihrer Stirn ist ja auch die richtige Narbe!“

„Ja, die Narbe ... die Narbe ist nicht Eure Schuld, Westerhof — nicht vom Heuwagen, auf den ich unter

Euern bewachenden Auge thronte, sondern vom Traubenspalier, an dem ich hinter Euerm Rücken hinaufgeklettert war, gab es einmal einen hübschen Fall ...“

„Ja, vom Spalier, richtig, vom Traubenspalier!“ rief Westerhof ganz erfreut aus und konnte jetzt nicht müde werden, Georg die Hand zu schütteln — er schwang sich auch sogar zu einigen verbindlichen Worten über die Freude auf, welche die gnädige Frau Aline gehabt haben werde — Westerhof empfand offenbar, daß er ihr etwas abzubitten habe! Alinen war dieser ihr sonst unsympathische Mensch heute ebenfalls eine überaus willkommene Erscheinung; er hatte nun bald mit Georg einen Austausch alter Erinnerungen aus dessen Kinderzeit begonnen, sodaß Aline ganz sicher sein konnte, Georg begann nicht wieder, sich auf Reiserouten wie von München über Turin nach Norddeutschland oder andern Abstechern von dem richtigen Wege, den er zu Aline's Rettung innezuhalten hatte, zu verirren.

So gingen die Stunden des ersten Abends, die der Erbe von Bartenstein auf seinem Vätererbe zubrachte, dahin. Als man sich endlich zur Ruhe zurückgezogen hatte, wandelte dieser nur noch sehr lange in dem von ihm bezogenen Zimmer auf und ab; stand am Fenster, gedankenvoll den Mond und das Spiel der über ihn hinfahrenden Wolken betrachtend, und wandelte wieder

auf und ab, mit einem eigenthümlichen, unelastischen, in seiner Schwere sich gleichbleibenden Schritt. Endlich schüttelte er den Kopf, strich sich mit der Hand über sein Gesicht, flüsterte vor sich hin:

Wo fängt das Unrecht eigentlich an?
Wo einer dem andern wehe gethan!

und legte mit diesem philosophischen Trost sich ruhig zu Bett — mit dem, was der heilige Augustinus ein schlechtes aber ruhiges Gewissen nennt! —

Ziemlich spät am andern Tage hatte die Morgensonne ihn geweckt. Er gehörte zu den Menschen, welche erst einige Stunden des Tags gebrauchen, um aus der nächtlichen Einkehr in sich selber ganz heraus wieder zu geselligen Stimmungen zu kommen, die eigentlich erst der Abend bei ihnen herrschend macht. So umging er jetzt auch die sofortige Begegnung mit den beiden Frauen, die er am Frühstücktisch vermuthete, und schritt durch eine Hinterthüre ins Freie, um allein umherzuschweifen und sich wieder in den halbvergessenen Localitäten zu orientiren. Dies gelang ihm im Einzelnen besser, als den Eindruck, den ihm das Ganze machte, mit dem Bilde in Harmonie zu bringen, welches er sich in der Erinnerung bewahrt hatte. Es schien ihm alles kleiner, beschränkter, flacher und farbloser. Besonders farbloser — welche Monotonie eines nuancen-

losen Grüns lag über der Landschaft! Er hatte auf der Reise viel darüber nachgedacht, wie schwer ihm der Kampf werden würde zwischen dem Widerstreben, einen solchen Besitz aufzugeben, und dem Entschluß, sich seiner zu entäußern, da er doch unmöglich seinen bleibenden Aufenthalt in Bartenstein nehmen konnte, wo ihm alle Hülfsmittel fehlten, wo sein ganzer Lebensberuf ein Ende gefunden hätte, der ganze Faden seiner gelehrten Existenz abgeschnitten gewesen wäre. Heute morgen schien ihm der Entschluß schon leichter zu gewinnen; er fühlte sich dieser Welt doch recht gründlich fremd geworden; das Heimatsgefühl, welches er in der weiten Ferne mit sich herumgetragen, war hier in der Heimat selber verblaßt. Seine Cousine Else war sicherlich von großer Liebenswürdigkeit und ganz danach angethan, ihn anzuziehen und zu fesseln. Aber er dachte wenig an sie; er dachte an die Schwägerin Aline, die sich ihm mit der Verschwörung, worein sie ihn gezogen, nun doch etwas unbehaglich nahe gerückt — in deren Erscheinung nun doch etwas Bedrängendes lag — etwas Fortdrängendes sogar.

Westerhof hatte ihn in den Anlagen und Gärten da unten umherschreiten sehen. Er war nach einiger Zeit an seiner Seite; er begann das Gespräch von gestern fortzusetzen; er fragte tastend nach den letzten

Lebensschicksalen Georg's und dann entwickelte er bald die naive Weltanschauung des Landbewohners, der alles und jedes Lebensinteresse von seinen Hecken und Hagen umschlossen fühlt und die Welt darin sieht, während alles, was darüber hinausliegt, ihm von zweifelhafter Erheblichkeit vorkommt und nur vergebliche Versuche macht, sich seiner Theilnahme zu versichern. Er sprach von Bartenstein, von allem, was da geschehen, was noch geschehen müsse, von dem Eifer, womit Frau Else sich der Sachen angenommen, von den Veränderungen, die im Betriebe seien und welche er im Einverständnisse mit Frau Else bereits eingeleitet habe; er weihte Georg in eine Fülle diesem durchaus unverständlichen Details ökonomischer Natur ein, sodaß über Georg eine merkwürdig lebendige Ueberzeugung kam, er werde sich in seinem Leben nicht in seine Aufgaben als Landeigenthümer finden. Doch antwortete er Westerhof unbestimmt genug, um diesen im Unklaren über das, was er eigentlich erfahren wollte, zu lassen. Westerhof war nur so beredt, um Georg zu sondiren. Er wollte erfahren, ob Georg so sehr unter dem Einfluß seiner Frau stehe, daß auch er das Verkaufsproject angenommen habe: scharf lagen das alten Mannes graue Augen auf Georg's Zügen, wenn er sprach — aber in diesen ruhigen, gebräunten, ein wenig abgespannten Zügen

stand keine Antwort geschrieben. Westerhof war „nicht klüger als wie zuvor", als bei einer Wendung des Wegs ihnen plötzlich leichten Fußes Frau Aline entgegenkam und Westerhof nun bescheiden sich zurückzog. Frau Aline reichte dem Schwager lächelnd die Hand und Georg erkundigte sich ebenso, wie seine verehrte „Frau Gemahlin" geruht habe.

„Wie Sie denken können ein wenig unruhig, oder richtiger gar nicht", versetzte sie — „ich habe volle Muße gehabt, über den Vorwand nachzudenken, den ich jetzt erfinden muß für meine Abreise..."

„Für Ihre Abreise!" sagte Georg. „Ich werde Ihre Abreise bedauern. Es ist mir nicht angenehm, daß ich Sie vertreiben muß."

„Das", antwortete Aline ein wenig bitter, „kann Sie doch nicht bedrücken — es hieße die Großmuth zu weit treiben."

„Es mag so sein — aber es ist mir in der That so ums Herz. Vielleicht wäre es nicht der Fall, wenn ich mit großem innern Behagen an eine glückliche, in diesem stillen Erdenwinkel mir blühende Zukunft dächte. Vielleicht sähe ich dann mit kaltem Egoismus Sie scheiden, um mir Platz zu machen, und spräche ruhig das alte: Ote-toi de là que je m'y mette."

„Sie denken nicht an eine solche hier zugebrachte glückliche Zukunft?“

„Ich glaube nicht an sie — ich glaube überhaupt nicht recht an das Beatus ille für strebende Menschen.“

„Ah, Sie fühlen, daß Sie der Welt angehören, in die Welt zurückkehren müssen, dahin, wo die Wege zu Ihren Zielen, Ihren Bestrebungen vor Ihnen offen liegen . . .“

„Sie haben recht. Ich werde Bartenstein nicht sehr lange bewohnen, es nicht behalten können — ich glaube nicht, daß ich es behalten werde.“

„Und Sie denken an einen Verkauf?“ rief Aline ganz erregt aus.

„Ich denke so ungefähr — noch nicht ganz entschlossen!“

Alinens Wange färbte sich purpurroth vor Aufregung. Ein Gedanke kam ihr bei Georg's Worten, eine Hoffnung, die sie über alles hinaus rettete, die ihr ein Glück vorspiegelte, das sie jetzt schon mit Händen zu greifen glaubte.

„Wenn Sie wirklich entschlossen wären, Ihren Antheil an Bartenstein zu verkaufen, dann, dann . . .“

„Was dann, meine liebenswürdige Gemahlin?“

„Dann könnte ja alles leicht sich schlichten lassen. Ich habe den Verkauf Ihres Antheils eingeleitet. Ich

habe einen Käufer gefunden, der die ganze Kaufsumme erlegen würde. Nun käme es also blos noch darauf an, daß Sie mir Ihr Vertrauen, Ihr unbedingtes Vertrauen schenkten — was freilich etwas ist, das ich Ihnen nicht einflößen kann — leider, leider, leider nicht!"

„Weshalb sollte ich Ihnen nicht vertrauen? Setzen wir wenigstens voraus, daß ich es thäte und reden Sie weiter."

„Wenn Sie es könnten, dann überließen Sie mir den eingeleiteten Verkauf zu Ende zu führen; Sie gingen und nicht ich — ich käme zu Ihnen, die Kaufsumme zu überbringen — dahin, wohin Sie es wünschten, zu Karl vielleicht, den Sie unterdeß aufsuchten..."

Georg nickte mehrmals mit dem Kopfe.

„Die Vollmacht, die ich von Karl ja bereits habe, könnte hier von Ihnen neu ausgestellt werden."

„Sie sind praktisch in solchen Dingen? Sicherlich sehr praktisch, mehr als ich es sein würde!" versetzte Georg bereitwillig.

„Man hat mir freilich Umsicht in Geschäften und praktischen Verstand — vielleicht ein wenig auf Kosten höherer, weiblicherer und liebenswürdigerer Eigenschaften nachgerühmt", versicherte Aline mit vor Freude hoch-

klopfendem Herzen — die Wendung, welche die Dinge nahmen, war zu gnädig, zu glücklich!

„O weshalb?“ fiel Georg galant ein — „welche Eigenschaft kann eine Frau liebenswürdiger, für ihren Mann wenigstens unschätzbarer machen, als wenn sie eine so praktische Natur ist, daß sie alles, was störend auf seine geistige Arbeit eindringt, von ihm nehmen kann? Als wenn sie einen auf die Thatsachen gerichteten Charakter besitzt, der sie befähigt, einen Theil, und zwar den unangenehmern, den weniger idealen der Lebensaufgabe ihm abzunehmen?“

„Das ist ein sehr gutes und weises Wort von Ihnen — die meisten Männer sind hochmüthiger; sie glauben alles besser zu verstehen und verwirren dann oft mit täppischer Hand das, was die Frau aufs beste und vortheilhafteste geschlichtet haben würde. Sie wollen sich von dem, was sie unsere Herrschsucht nennen, nicht leiten lassen...“

„Thörichte Männer — wozu heirathen sie denn? Wenn ich in eine mir neue, mir völlig unbekannte Gegend komme, so engagire ich einen Führer; wenn ich durch die mir wildfremden Regionen, den mir noch dunkeln Welttheil des häuslichen Lebens und alles dessen, was sich daranhängt, wandern will, so nehme ich eine Führerin...“

Der Mann war entzückend mit solchen Grundsätzen. Er hätte nur alles weniger ironisch, nicht mit seinem leisen spöttischen Lächeln vorzubringen brauchen. Aber Aline fand trotzdem, daß er ein wahrer Phönix unter den Männern sei; sie war nahe daran, das Schicksal anzuklagen, das ihr nicht vor dem Bruder Karl diesen Bruder Georg entgegengeführt. Darüber nachzudenken war jedoch jetzt nicht der Augenblick; sie durfte das ihm schon halb abgewonnene Versprechen nicht wieder fahren lassen, und so sagte sie eifrig:

„In der That, Sie sollen es nicht bereuen, wenn Sie zur Führerin in dem wichtigen Geschäft, von welchem wir redeten, mich wählten. Damit Sie sähen, daß ich einen Kaufpreis für Sie gewinne, mit dem Sie zufrieden sein würden, bäte ich Sie mit Westerhof über den Werth des Gutes, das er freilich wol überschätzt, und auch in Merschheim, unserm nächsten Städtchen, mit erfahrenen Leuten zu reden. Und dann, wenn Sie Bartenstein verlassen hätten und mir das Herz wieder ruhiger schlüge, erleichtert von der peinlichen Nothwendigkeit, dem grausamen Zwang einer fortwährenden Lüge ...“

„Das eben ist der Fluch der bösen That“, sagte lächelnd Georg Dobring, dessen Theilnahme mit Aline bei diesem Punkte nun doch ein Ende zu haben schien.

„Denn", setzte er nachdenklich und die rechte Seite seines braunen Vollbarts mit der flachen Hand streichend hinzu, „denn, was diesen Zwang angeht, so müßte er sich doch noch eine Weile verlängern . . ."

„Weshalb verlängern?"

„Ich würde Bartenstein nicht verlassen können — fürs erste wenigstens nicht!"

„Fesselt Sie Frau Else?" fragte Aline eifrig und ihre Blicke in seine Züge bohrend — zitternd vor einem Wort, was ihr den Schwager geneigt gezeigt hätte, nach dieser Richtung hin einem Eindruck zu folgen, der ihn ihr, ihrem Einflusse und ihren Absichten gänzlich zu entziehen gedroht hätte.

Darüber jedoch sollte sie beruhigt werden; aber leider, ach, auf eine sehr grausame Weise beruhigt.

„Frau Else?" entgegnete er. „O, Frau Else ist sehr liebenswürdig, sehr, sehr achtungswerth, und auch sehr hübsch. Sie könnte einen Mann fesseln — o ja! Einen Mann, der noch frei wäre."

„Und Sie — sind Sie nicht mehr frei?"

„Frei? Ich denke nicht. Wenigstens . . ."

„Ah — Sie sind . . ."

„Ich bin verlobt."

„Verlobt? Sie?"

„Wenn Sie, Frau Gemahlin, es erlauben, so bin

ich es", versetzte er, nun wieder mit seinem empören=den Lächeln.

„Und wo ist Ihre Braut?" rief Aline, nicht in der Stimmung, auf für sie so schreckliche Scherze einzu=gehen, aus.

„Wahrhaftig, ich weiß es Ihnen nicht zu sagen. Ich lernte sie kennen in Kalkutta; sie ist ein wahr=haft ..."

„Anbetungswürdiges Geschöpf, ein Engel, natür=lich; eine aus den heiligen Wellen des Ganges von Ihrer Hand gepflückte Lotosblüte — aber wo ..."

„Der Ganges fließt bei Benares, nicht bei Kal=kutta, wenn Sie erlauben", entgegnete Georg; „und sie ist weder Blüte noch Engel, sondern ein hübsches Mädchen und — mein Ideal, das ist die beste Schil=derung, die ich einer so scharfblickenden klugen Frau, wie Ihnen, liefern kann — Sie werden mit Ihrer Intuition sich augenblicklich vorstellen können, wie das Ideal eines Menschen, wie ich bin, aussehen muß!"

Aline lag daran sehr viel weniger, als zu erfahren, wo sie sei, die nun plötzlich das ganze von ihr einge=fädelte Spiel bedrohte. „Wo ist sie?" fragte sie noch einmal stürmisch.

„Ich kann es Ihnen nicht beantworten, wahrhaftig nicht! Wir trennten uns, um zur Heimreise nach

London verschiedene Wege einzuschlagen. Ich schrieb ihnen — das heißt ihrem Oheim, einem Reverend, den sie nach Indien begleitete, und ihr von Rom aus, schrieb ihnen von meiner Erbschaft, und forderte sie auf, mir hier zu begegnen, hier in Bartenstein, welches nun mein Reiseziel geworden sei. Aber ich bin sehr lange schon ohne Antwort ..."

„Hier — hier?" rief Aline tödlich erschrocken aus. „Hier soll sie Ihnen begegnen? hier? Um Gottes=willen! das ist schrecklich!"

„Beruhigen Sie sich. Ich bin ohne Nachricht von ihnen, daß sie in der nächsten Zeit kommen werden. Der Oheim muß auf dem Wege nach England durch irgendeinen Auftrag — er ist Agent der Bibelgesell=schaft — von dem directen Pfade abgelenkt und zu einem Abstecher zu irgendeinem Punkte, wo mit der übrigen Civilisation auch die Postverbindung nur noch mangelhaft ist, gezwungen sein! Da muß ich Geduld haben!"

„Und Sie haben Geduld?" rief Aline fast entrüstet aus. Der Mann wurde ihr entsetzlich, verabscheuens=würdig mit seiner Geduld, deren Folge war, daß er nun nicht wußte, ob nicht noch heute vor Sonnenunter=gang ein junges Mädchen in das Wohnzimmer auf

Bartenstein treten würde, das sich die Braut Georg Dobring's, den sie für ihren Gatten ausgab, nannte!

Es war zum Verzweifeln. Zum Verzweifeln auch die Ruhe, mit welcher er alles aufnahm, was sie jetzt über die heillos gefährdete Lage, worin sie sich sah, aussprach und so zornig, als ob er die Schuld trage, eiferte. Doch gelang es ihm, sie nach und nach so weit zu beruhigen, daß sie, ihren Entschluß festhaltend, nur sich vornahm, wie in seinem Auftrag handelnd, mit der größten Energie den Verkauf von seiner Hälfte von Bartenstein zu beschleunigen, um dann — sich zu retten! Diese Braut Georg's war ihr ein Schreckgespenst, wie nie eins in ihr Leben getreten. Sie fürchtete alles von ihr — es war wie eine abergläubige Ueberzeugung in ihr, daß dieses Mädchen bestimmt sei, sie heillos zu compromittiren: war doch in ihrer verzweifelten Lage bisher alles so wunderbar leicht und rasch von ihr zum Guten gewendet worden, so wider alles Verhoffen — nach allem, was Aline dem Schicksal an boshafter Ironie und Tücke zutraute, mußte solch ein abscheulicher Zwischenfall, wie das Erscheinen des jungen Mädchens just im verhängnißvollsten Augenblick, ihr nun alles zu nichte machen.

Aber Aline ließ sich in ihren Plänen dadurch nicht irre machen. Es lag eine muthvolle Zähigkeit in

ihrem Charakter, welche, auf andere Ziele gerichtet, hätte groß genannt werden können. Sie wollte kämpfen bis ans Ende. Da sie dem guten Willen Westerhof's mistraute, beschloß sie persönlich mit Martin Hunolt zu verhandeln; vorher wollte sie nur noch Georg Dobring dazu bewegen, ihr die Vollmacht, ganz und gar in seinem Auftrage zu handeln, vor dem Amtsgericht auszustellen — dies Document mußte sie später vor jeder Verfolgung sicherstellen. Georg war ja auch bereit dazu — er wiederholte es ihr noch am Nachmittage, als sie während eines vorübergehenden Alleinseins mit ihm darauf zurückkam — Frau Else nahm seine übrige Zeit mit einer so überflüssigen Aufdringlichkeit, wie Aline sich sagte, in Anspruch; aber er schien zu den unschlüssigen, alles auf morgen verschiebenden Menschen zu gehören, welche Aline so haßte — und zu stürmisch auf ihn einzudringen, wäre doch auch wider allen Takt gewesen.

Am andern Morgen jedoch gelang es ihr, seine bestimmte Zusage, daß er sich mit ihr am folgenden Tage zum Amtsgericht begeben werde, zu erhalten. Sie hatte ihn wieder bei einem einsamen Spaziergange, den er am Vormittage machte, getroffen; sie war lange mit ihm allein umhergewandelt; er hatte sich von ihr alles, was sie wußte, von seinem Bruder Karl erzählen

lassen. Als sie endlich in den ziemlich verwilderten Anlagen, die zur Linken von Haus Bartenstein sich ausbreiteten, gekommen, hatte sie sich auf eine Rasenbank niedergelassen und Georg sich zu ihren Füßen auf den weichen Moosboden unter einer Buchengruppe gestreckt. So hörte er geduldig ihren Erörterungen über das, was ihr als das einzig Wichtige am Herzen lag, zu und gab endlich jenes Versprechen, mit einem leisen Seufzer über diese Frau, der man nicht entkam, auch wenn man noch so sehr von einem Naturell war, welches liebte, die Dinge ein wenig hinschlendern und allmählich „reifen" zu lassen.

Wie wenig ahnten beide, daß sie gerade in diesem Augenblick in dieser Situation erblickt und beobachtet wurden von den Augen eines jungen Mädchens, das ihnen verborgen und unsichtbar blieb, obwol es Alinen in den Träumen der verflossenen Nacht in anderer Gestalt freilich so schreckhaft und wie ein bedrückender Alp sichtbar gewesen war! Wie wenig ahnten sie, daß wenige Schritte von ihnen dies junge Mädchen in furchtbarem Schrecken und Schmerz ohnmächtig zusammenbrach und von ihrem Begleiter fortgetragen werden mußte vom Schauplatz einer Scene, die so eigenthümlich geeignet war, zu beweisen, daß der Roman des Lebens ein Roman des Nebeneinander ist. —

Zunächst hatte die Unterredung zwischen Georg Dobring und Alinen die Folge, daß jener die erste Gelegenheit, wo er sich im Laufe des Tags mit Frau Else allein sah, wahrnahm, um sie nicht länger in Unwissenheit zu lassen über seinen Entschluß. Er fand die Verheimlichung, welche Aline vorgezogen hatte, wol weniger aus Scheu vor dem Unwillen der Frau Markwort, als um lebhaften und doch unnützen Debatten mit der Cousine, deren Gutmüthigkeit und Seelenlebhaftigkeit ihr nur einen geringen Grad von Hochachtung eingeflößt hatten, auszuweichen — er fand diese Verheimlichung ebenso überflüssig als rücksichtslos gegen seine Verwandte. Ohnehin kam ihm Frau Else heute dabei wie geflissentlich entgegen, indem sie sagte:

„Sie haben sich noch immer nicht den Raum im Hause ausgesucht, in welchem Sie Ihre gelehrte Werkstätte aufschlagen werden, lieber Vetter — ich bin gespannt darauf, wie diese aussehen wird — sicherlich werden Ihnen demnächst einige formidable Kisten voll alter Veda-Rollen und anderer wunderlicher Hindu-Dinge nachkommen ...“

„Leider nicht — Veda-Rollen sind auch in Indien kostbare Gegenstände, und was ich an Büchern besitze, das steckt alles, wie meine ganze Habe, in den zwei bescheidenen Koffern, welche Sie bereits die Güte hatten,

vom nächsten Bahnhof holen zu lassen. Ich bin immer ziemlich arm gewesen und obendrein fehlt mir ein gewisses Organ, ein Sinn, den ich bei andern Menschen ausgebildet sehe" —

„Und der ist?"

„Der Sinn für die Freude am Besitz, das Habenwollen, der immanis amor habendi, die auri sacra fames. Ich habe nie begriffen, wie ein Ding dadurch schöner, erfreulicher werden soll, daß ich die Etikette: «mein» daraufkleben kann."

„Das hängt ganz sicherlich mit der steten Besitzlosigkeit, welche ein Reiseleben wie das Ihrige begleitet, zusammen", sagte Frau Else.

„Möglich. Ich möchte es schärfer ausdrücken: mit einer gewissen Stumpfheit, welche die Folge der wandernden Existenz ist."

„Stumpfheit? Ich denke, es müsse nichts mehr den Geist schärfen, als der ewig bewegte Lebensgang; nichts ihn mehr erwecken, regsamer halten, die Sinne verfeinernd ausbilden und die Gedanken mehr in lebendigem Strom erhalten."

„Ganz im Gegentheil! Wenn ich Ihnen aufrichtig die Wahrheit sagen soll, welche Wirkungen ich selbst von meinem unsteten Leben empfunden habe, so muß ich Ihnen gestehen, daß es einen ganz schrecklich indo-

lenten, gegen alles gleichgültigen, für alle frischen und tiefen Eindrücke unempfänglichen Menschen aus mir gemacht hat!“

„Ah, wie schonungslos Sie mit sich umgehen!“

„Nur gerecht. Wundert es Sie? Sehen Sie sich die Greise an. Weshalb sind sie abgestumpft? Weil sie zu lange auf der Lebensreise waren. Sie haben zu viel gesehen und an sich vorübergehen lassen; nichts wirkt mehr auf sie. Das ist's!“

„Also Sie glauben, der Mensch solle nicht zu viel wandern?“

„Das glaube ich ganz entschieden. Der Stein, der rollt, setzt kein Moos an, sagt man. Und ich sage, er schleift im zu langen Rollen so viel Ecken, Kanten und Vorsprünge ab, daß er endlich bis zur Schlüpfrigkeit glatt wird und man ihn gar nicht mehr fassen kann — daß er nur noch ein ganz allgemeines, indifferentes, langweiliges, abstractes Menschenthum darstellt.“

„Ich habe nur wenig von jener ganz modernen Art von Menschen, welche immer reisen, welche die Nomaden der Gesellschaft sind, kennen lernen“, sagte Else. „Aber es fällt mir in diesem Augenblicke auf, daß sie alle ein und dasselbe indolente Wesen hatten; das spricht für Ihre Theorie.“

„Ganz gewiß. Dieser moderne Wandertrieb führt

die Menschen in einen blasirten Kosmopolitismus hinein. Sie verlieren die Freude am Besitz, das Heimatsbewußtsein, die Vaterlandsliebe. Sie verlieren die Kraft, das Schöne zu empfinden — sie haben so viel Schönes gesehen; sie verlieren auch die Kraft, das Gute zu thun und das Schlechte zu bekämpfen — mein Gott, was ist diesen Menschen, die durch so viele verschiedene Zonen der moralischen Anschauungen und Begriffe gewandert sind, noch gut, noch schlecht? Und was sie am meisten verlieren, das ist die Fähigkeit, sich über so viele Eindrücke zu erheben, davon zu abstrahiren und einem eigenthümlichen Gedankengange zu folgen: die Fähigkeit sich zu concentriren. Ohne geistige Concentration kann aber nichts geschaffen werden, gar nichts! Wenn die Menschheit so weiter in Bewegung bleibt, wird ihr alle Schöpferkraft abhanden kommen."

„Aber" — sagte nach einer Pause des Nachdenkens Frau Else, „das wandernde Leben muß doch auch zu guten Eigenschaften führen: es muß Geistesgegenwart, geistige Biegsamkeit, Gleichmuth in der Gefahr, Muth überhaupt und Energie geben."

„Geistige Biegsamkeit — nun ja. Aber Energie? Gewiß nicht. Kann ein blasirter Mensch energisch sein? Wozu sollte er es sein? Was gibt es noch, was ihm der Mühe werth erschiene, seinetwegen Energie zu ent-

wickeln? Nein, Schlaffheit, allgemeine Erschlaffung und eine moralische Anämie, das ist, was das lange, das ewige Reiseleben über die Menschen bringt."

„Am Ende", versetzte Else lächelnd, „ergänzen sich so aufs schönste unsere Theorien, diese Ihrige mit der meinigen."

„Und was ist die Ihrige?"

„Daß der Besitz, die feste Säßigkeit auf Grund und Boden mehr bevorzugt und mehr gesucht werden, daß die festsitzende unterste Schichte des Staatslebens, die alles trägt, mehr gehegt werden sollte. Aus der Erde zieht der Mensch alles, was ihn physisch nährt; wenn man Sie anhört, wachsen auch alle Tugenden aus dem Boden, den wir festsitzend bebauen."

„Ich bin wirklich nicht abgeneigt, Ihnen beizustimmen. Damit der sociale Körper gesund bleibe, muß er breit und fest im Boden wurzeln. Zeigt es hier in Europa nicht die «sociale Frage», das heißt die Noth mit allen den Menschen, die der sociale Körper nicht mehr organisch in sich aufzunehmen vermag, mit diesen Nomaden der Arbeit — eine Noth, welche nicht eher aufhört, als bis aus der Arbeiterschaft ein ansäßiges Volk kleiner Besitzer von Haus, Hof und Garten geworden ist?"

„Es ist so erfreulich, daß Sie diese Anschauung

haben, Vetter", sagte Frau Else — „wie sehr muß es jetzt für Sie den Werth des Besitzes erhöhen, den uns der gute Oheim hinterlassen hat."

„Für mich? Ach — reden Sie nicht von mir. Ich bin leider durch mein langes Reiseleben bereits so verdorben, daß ich mit dem Besitz schon nichts mehr zu beginnen weiß. Zudem leidet mein Beruf, meine Arbeit mich nicht auf dem Lande. Ich muß in einer großen Stadt leben, kann zunächst nur in einer leben, in London, das allein alle Hülfsmittel, deren ich zu meinen orientalischen Studien bedarf, bietet. Ich bin gezwungen, meinen Theil von Bartenstein zu verkaufen."

„Ah — in Wahrheit?" rief Frau Else, sich in ihren Sessel zurücklehnend, erschrocken aus.

„Ganz ernstlich!"

„Ich ahnte so etwas, ich nahm in Ihrer Frau das Verlangen, aus Ihrem Antheil Geld zu machen, wahr. Und Westerhof ließ mich dasselbe durchschauen. Von Ihnen aber, Vetter, hoffte ich ..."

„Sie sehen selbst ein, Cousine, daß es sich mit meiner ganzen Vergangenheit nicht verträgt, ein müßiger Krautjunker zu werden."

Sie seufzte tief auf und faltete die Hände im Schos.

„Es mag sein", sagte sie schmerzlich bewegt. „Ich hatte mir das Leben mit Ihnen so friedlich, so schön

gedacht. Und nun soll ich mich vertragen mit wem? Mit Herrn Hubmeyer?“

„O nicht doch, nicht doch“, fiel Georg ein, „sicherlich nicht mit dem — wir haben einen andern Käufer.“

„Wen — ich bitte Sie?“

„Es ist ein Herr Hunolt auf Sendenhof.“

„Herr Hunolt?“ Frau Else fuhr auf und starrte erbleichend Georg an.

„Herr Hunolt! Ist er Ihnen ebenso unangenehm?“

„O nein, o nein — weshalb sollte er?“ versetzte sie und stand auf, um ans Fenster zu treten und Georg das tiefe Erröthen zu verbergen, das jetzt über ihre eben noch so bleich gewordenen Wangen flammte.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Seb. Sinnhel & Sohn
Buchbinderei
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schücking, Levin

Seltsame Brüder Roman von Levin Schücking

Bd.: 2

1881

P.o.germ. 1834 w-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11676138-0